Die

Kirche im Mannesalter.

Studien und Kritiken zur Kirchen- und Culturfrage

von

Johannes Löfflad,

Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Braunsberg in Ostpreußen.

Motto: Da ich ein Mann ward, that
ich ab, was kindisch war.
1. Cor. 13, 11.

Erstes Heft.

Braunsberg, 1877.

Commissions-Verlag von Peter's Buchhandlung (G. Strübig).

BIBLIOTECA
FERRIA
BIOFACENSIS

Die

Kirche im Mannesalter.

Studien und Kritiken zur Kirchen- und Culturfrage

von

Johannes Löffladt,
Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Braunsberg in Ostpreußen.

Motto: Da ich ein Mann ward, that
ich ab, was kindisch war.
1. Cor. 13, 11.

Erstes Heft.

Braunsberg, 1877.

Commissions-Verlag von Peter's Buchhandlung (G. Strübig).

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn Hermann Wiebe

und

Frau Emilie Wiebe,
geb. Suckau,

zum

8. December 1876

zugeeignet

vom

Verfasser.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die 14 Artikel dieses Heftes sind, mit einigen Veränderungen, ein Abdruck aus den „Friedlichen Blättern für die protestantische Gemeinde", welche der Verfasser vom April 1875 bis Juli 1876 herausgegeben hat. Ein langwieriges Nervenleiden nöthigte, von der weiteren Herausgabe der Blätter abzustehen, wiewohl dieselben einen wenn auch nicht sehr großen, so doch gewählten Leserkreis gewonnen hatten. Beim Abschied versprach der Verfasser seinen Lesern ein Wiedersehen. So kommt er denn seinem Versprechen treu wieder. Warum aber zunächst mit einer „alten" Gabe? Das Studium der kirchlichen Zeitschriften aller Richtungen, nebenbei und aufrichtig gesagt: eine öde, unerquickliche Arbeit, hat uns die Ueberzeugung verschafft, daß dieselbe noch recht sehr „neu" und zeitgemäß ist. Zudem enthalten diese Artikel die Grundlegung zu der weiteren Arbeit, welche der Verfasser im Sinne hat. Es soll nämlich, in zwangloser Folge, eine Reihe von Heften erscheinen, welche die verschiedenen Phasen, welche die Kirchen- und Culturbewegung der Zeit zeigt, von unserm Standpunkt aus in's Licht stellen werden. Für die neuen Leser skizziren wir diesen Standpunkt vorläufig in den nachfolgenden Zeilen, die gleichfalls den „Friedlichen Blättern" entnommen sind: „Wir gönnen den verschiedenen Richtungen in der Kirche, sofern sie ihre protestantische Geburt nachweisen können, von Herzen allen Raum sich zu entfalten, ja wir sehen in der Mannigfaltigkeit der Richtungen die eigenste Natur des Protestantismus. Je geistiger, desto individueller! Die protestantische Kirche soll ja doch wol die geistige Kirche darstellen im Gegensatz zu der seelischen Kirche des Katholicismus. Darum muß sie auch die Uniformität den Römischen lassen und die Mannigfaltigkeit nicht nur tragen, sondern auch pflegen. Es ist deswegen noch keine Gefahr für die Einheit vorhanden, ja wir behaupten, daß dem vom Parteinebel nicht befangenen Sinn diese Einheit sich auch in der Gegenwart darstelle.

Die Kirche deutscher Reformation ist die Kirche Luthers; was auch an andersartigen Einflüssen sich geltend zu machen versuchte, der urgewaltige Geist des Propheten deutscher Nation ward ihrer mächtig und blieb obenauf. Durch die Jahrhunderte der Geschichte ist er ihr treu

geblieben und die deutsche Kirche ihm. Das macht: lutherisch und deutsch sind wesensverwandt. In dem Manne Luther ist der religiöse Genius unseres Volkes Fleisch geworden, darum hat weder vor noch nach ihm ein Deutscher in gleichem Maße das Volksgemüt angeheimelt, bezaubert und festgehalten. Wir möchten darum sagen, daß in diesem gottesgeistigen Menschen das Gemüt unsres Volkes sich selbst gegenständlich geworden sei. Die Seele des lutherischen Glaubens: die Freiheit eines Christenmenschen oder die Kindschaft bei Gott durch den Glauben allein, ist der Herzpunkt der deutschen Kirche nicht nur, sondern nahezu auch, wir wagen den Ausspruch, der gesunden deutschen Bildung. Der Protestantismus, haben sie gesagt, ist mit der Freiheit verwandt, wohlan, wir sagen: das Luthertum ist mit der Freiheit verwandt! Ihrer Viele haben tendenziöser Weise das Luthertum zu einem Scheuel und Gräuel gemacht, Scherr z. B. nennt in seiner Literaturgeschichte Luther den Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes, und neueste Culturhistoriker, wir meinen Kolb und von Hellwald, sonst Antipoden, wetteifern mit einander im Mißverstehen der einzigen Genialität Luthers und des Wesens des deutschen Protestantismus. Der Wiederentdecker der evangelischen Freiheit soll der Führer in die Knechtschaft geworden sein?! Wohl ist auch das Luthertum nach seiner Geburt in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt worden. Zeitgeschichtliche Hemmnisse haben die Lutherkirche unter das Joch des Territorialismus gezwungen und so ihr Wesen nicht zu reiner Darstellung kommen lassen. Doch hat diese Kirche bereits eine Geschichte von Jahrhunderten, und man muß den Entfaltungen ihres Geistes in der Geschichte nachgehen, wenn man ihr Wesen begreifen will. Nicht nur die Gerhard, Joh. Arnd, Scriver, Spener, A. H. Franke u. s. w. sind Erben des lutherischen Geistes, sondern auch die Lessing, Semler und Schleiermacher. Auch die Gegenwart erweist es, welch' eine Fülle von freiheitlichen Kräften das Luthertum in sich birgt.

Die Freiheit eines Christenmenschen hat Luther in der Schrift gefunden und aus Dankbarkeit, daß sie ihn frei gemacht, hat er sie gleicherweise frei gemacht, d. h. er hat sie erlöst von den Fesseln der Tradition und sie auf ihren eigenen Geist, ihre eigene Kraft gestellt. Dann hat der Freie die Freie gefreit und die deutsche Kirche ist Schriftkirche geworden. Die haben weder Luthern noch die Schrift, noch den deutschen Geist verstanden, welche dies freie Verhältniß zu einem unfreien und sklavischen machten. Die göttliche Autorität der Schrift beruht dem Protestanten auf dem persönlich erfahrenen Zeugniß des heil. Geistes.

Aus diesem Wesensgrundsatz des Protestantismus entsprang mit Naturnothwendigkeit die Kritik der heiligen Schriften, wie denn auch Luther der Vater derselben ist. Diese Kritik ist übertrieben, ja zum Theil maßlos übertrieben worden, aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Schon jetzt kann man sagen, daß die Kritik weder der Schrift noch dem Glauben geschadet hat. Die Schrift hat sich in Sachen des ewigen Heils feuerbeständig erwiesen und der Glaube ist seiner selbst gewisser geworden: er hat an der Schrift einst, jetzt und in Zukunft das Wort Gottes für die Kinder Gottes.

Das ist unser Luthertum und wir denken, der Geist der Geschichte giebt uns Zeugniß, daß wir ein Recht haben auf den Namen eines Lutheraners. Was sonst noch unter diesem Namen geht, halten wir für nicht zum Wesen desselben gehörig, sondern für zufällig und darum hinfällig.

Indem wir uns aber so als freien Lutheraner erklären, haben wir zugleich unsere Gebundenheit bekannt. Ein theurer Lehrer von uns, obgleich wir nie zu seinen Füßen gesessen, hat einst bekannt, daß er mit himmlischen Ketten an das lutherische Bekenntniß gebunden sei. Weil aber die Bekenntnisse nichts sind noch sein wollen als der Ausdruck für das Glaubensbewußtsein der ersten Periode in der Entwickelung des lutherischen Geistes, so kann ein Lutheraner der heutigen Zeit sich nur durch den lutherischen Geist gebunden erachten. Wer im Glauben eine freie Stellung zur Schrift gefunden hat, wird eine solche um so mehr den Bekenntnissen des 16. Jahrhunderts gegenüber in Anspruch nehmen müssen.

Wie das in sich einige, charaktervolle Christentum sich in den paulinischen, petrinischen, jacobischen, apokalyptischen und johanneischen Lehrbegriff verdichtet hat, d. h. wie es in den verschiedenen geisterfüllten Persönlichkeiten persönlich geworden ist, so ist es auch dem Luthertum ergangen, und wir können in den gegenwärtig in der deutschen Kirche sich bekämpfenden Richtungen nur verschiedene Strahlenbrechungen einer und derselben Sonne sehen. Sprechen wir immerhin den Satz noch konkreter aus: das Luthertum von heute, der positive Unionismus, die Protestantenvereins-Richtung schließen sich nicht aus, sondern ein. Doch machen wir dazu eine Anmerkung: Mißverständnisse kommen bekanntlich daher, daß die Leute sich nicht verstehen. Wir behaupten nicht im Entferntesten, daß Luthertum, Unionismus, Protestantenvereins-Richtung, so wie die drei sich selbst vorkommen, noch weniger so wie sie je ihren Gegnern erscheinen, etwas Verwandtes haben. Nur wer diesen Richtungen in liebevoll eingehendem Verständniß auf den Grund nachgeht, wird ihre

innere Zusammengehörigkeit erkennen; denn es ist ein Grundgesetz der sittlichen Welt, daß man nur den beurtheilen kann, den man liebt.

Doch haben wir damit noch lange nicht den Reichtum des lutherischen Geisteslebens umschlossen. Im Staat, in der Literatur u. s. w. sind vielfach Kräfte wirksam, die ihre Heimat nur in dem lutherischen Geiste haben, und wie man von einem unbewußten Christentum gesprochen hat, so können wir mit Fug auch von einem unbewußten Luthertum reden. So ist, um nur Eines hervorzuheben, der Liberalismus, dem noch immer so Viele huldigen, in seinem Grundgedanken der individuellen Freiheit dem lutherischen Geiste „wahlverwandt", und es wäre interessant, der Frage nachzugehen, woher es doch komme, daß der Liberalismus so geflissentlich seinen nahen Verwandten verläugnet.

Unser Standpunkt, in einem reichbewegten Leben, nicht auf der Studirstube errungen, ist der Friede, d. h. er hat die innere Versöhnung der gegenwärtigen innerkirchlichen Richtungen zur Voraussetzung, weil wir, durch sie alle hindurch gegangen, ihre Wahrheit in denselben aufgenommen haben. Dies Bekenntniß wird uns von der einen Seite den Vorwurf der Wandelbarkeit und von der andern den der Ueberhebung eintragen. Wir glauben aber weder der Wandelbarkeit noch der Ueberhebung uns schuldig gemacht zu haben und führen zum Beweis eine Stelle an, auf die wir nach Vollendung dieser Ausführung gestoßen sind. Gelzer schreibt (bei Nippold, Handbuch der Neuesten Kirchengeschichte S. 216) über Schleiermacher: „In ihm sind die verschiedenen Momente der früheren Entwickelung, Orthodoxie, Pietismus, Rationalismus, gleich sehr zu ihrem Rechte gekommen; darum hat er jene wunderbare Einheit des innern Lebens, des glaubenden und erkennenden Geistes erlangt. Und was sich in ihm vollzogen hat, muß sich in einem Jeden vollziehen, der wahrhaft als Prediger der Versöhnung in unserm Jahrhundert arbeiten will. Wer nicht gleich Schleiermacher jene innere Versöhnung (der verschiedenen in jedem Kinde unserer Zeit gährenden Elemente) erlangt, der kann sie einer so mannigfach auseinandergehenden Zeit gewiß nicht bieten".

Braunsberg, im December 1876.

Löffad, Pfarrer.

I.

Ehre sei Gott in der Höhe.

Ev. Luc. 2, 1—14.

Die preußische Generalsynode ist gerade vor Weihnachten beendigt worden. So haben die nüchternen Geister und festen Herzen einen Anlaß mehr bekommen zu tiefgehender Weihnachtsbetrachtung. Daß der kirchliche Parlamentarismus der Weg der Errettung für die Kirche nicht ist, haben hoffentlich Alle schon vorher gewußt. Aber es war immerhin ergreifend, die „Säulen" der Kirche in unsern Landen mit einander ringen zu sehen um die unbekannte Zukunft der Kirche. Wir meinen damit nicht die Kirche des Herrn; denn ihre Zukunft kennen wir genau. Aber die Zukunft der deutschen Kirche, welche die Zukunft des deutschen Volks in sich birgt, kennen wir nicht. Wir verachten den vorlauten Optimismus in dieser Beziehung ebenso gut wie den vorlauten Pessimismus. Eines nur steht unbedingt fest: Es ist eine Zeit der Auflösung des Alten und, ob Gott will, des Neuwerdens der Kirche. In solchen Zeiten gilt es, unentwegt auf den Herrn zu sehen und auf Sein großes Thun, und sich durch den menschlichen Wirrwar weder verwirren noch erschrecken zu lassen. Der Ekel an dem menschlichen Thun soll uns den Blick schärfen für Gottes Thun, das sich inmitten des menschlichen Handelns vollzieht und verbirgt. Was für eine Helle des Geistes gehörte dazu, um über der Krippe zu Bethlehem das „Ehre sei Gott in der Höhe" laut werden zu lassen. Das liebliche Kind in der Krippe oder in Mariens Schoß — sonst sah das theilnehmende Auge nichts. Und wenn auch, geschärft durch das weissagende Wort, das Mutterauge und die religiös kongeniale Umgebung des Kindes in dessen Antlitz, wie weiland

Jochebed in Mose', ihres Sohnes Zügen, gläubig seine Zukunft las, was für eine Macht des Glaubens gehörte doch dazu, in der Krippe den Königsthron der Weltgeschichte zu sehen. Blicken wir doch um uns. In Rom residirt der Kaiser „Augustus" und bestimmt die Geschicke der Völker des „Erdkreises". Herodes Purpur ist nur ein Bettlermantel, und die Vorsehung der Völker wohnt in Cäsars Stadt. Und doch war der allgebietende großmächtige Kaiser nur eine großmächtige Null; denn Kleines wie Großes hielt damals wie heut und allezeit der große Gott in seinen Händen, dessen Gedanken höher sind denn der Menschen Gedanken. So war es denn in der That in seinem Rath beschlossen, daß in diesem Kinde das Heil der Welt beruhen sollte, wie ahnungsreich der Sänger des achten Psalms gesungen:

Aus dem Mund der Kinder
Und der Säuglinge
Hast Du Preis Dir gegründet,
Deiner Gegner wegen,
Um zum Schweigen zu bringen den Feind
Und den Widerspenstigen.

Die Juden warteten in heißer Sehnsucht auf einen gewaltigen Mann, der ihre Feinde zertreten und sein Volk erlösen und erhöhen werde, und der Jungfrauensohn war das reine Gegentheil ihrer Hoffnung: Du meinest nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist! Wenn wir aber gläubig deuten wollen, was die Thatsache spricht, so werden wir sagen müssen: Gottes schönste Herrlichkeit ist seine Demut. So meinen wir den innersten Trieb Gottes, seine heilige Lust bezeichnen zu dürfen, die das Niedrige erwählt, um es empor zu ziehen und seines Lebens theilhaftig zu machen. In der alten Geschichte hat er das ärmste und unscheinbarste Volk zum Träger seiner Offenbarung gemacht. Die ganze großartige göttliche Ironie auf das, was der stolze Menschengeist Geschichte nennt, hat Jesus in das Wort befaßt: Das Heil (der Völker) kommt von den Juden. Und Er Selbst, das Wunder der Zeiten und der Ewigkeiten:

Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt
Noch Schöne, die uns gefallen hätte!

Die „Weisen" aller Zeiten suchen das Königskind, das die Weltmonarchie in Händen hält, in des Königs Palast, aber der Wunderstern, der in dem Dunkel der menschlichen Geschichte erglänzt, weist immer in die Krippe nach Bethlehem. Die Demut Gottes ist seine herablassende Liebe. Als er den Menschen schuf mit seinem unerträglichen und dennoch seligen Widerspruch in sich selbst: Erde von Erde von der einen Seite,

Geist vom Geist von der andern Seite seines Wesens, offenbarte Gott seine Demut. Dies „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei", wird ein ewiges Motiv anbetenden Lobes sein. Aber der „unselige" Dualismus (Zwiespalt) im Menschen! Als ob er nicht angelegt wäre, um überwunden zu werden und den Menschen zum Herrn zweier Welten zu machen, zum freien Geist, der im Gebiet der Natur wie des Geistes königlich waltet! Doch wer kann das Ringen des Menschengeistes in vorchristlicher Zeit ohne innerste Theilnahme, ja innerstes Erbeben mit ansehen: die Edelsten und Besten haben einen Flor um die Augen. Ja wohl! aber hindurch scheint Gottes Herrlichkeit. In der neutestamentlichen Zeit malt man die Menschen Gottes mit dem Heiligenschein. Ja wohl! denn der Untergrund des neutestamentlichen Menschen ist Christus, wie der natürliche Grund des vorchristlichen Menschen Adam war. „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde". Das Wort hat eine aufsteigende Geschichte und ist erst in Christus zu seiner Ruhe und Vollerfüllung gekommen. Wer unser Wort ganz verstehen will, muß Christus ansehen: den Abglanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens. Christus ein Mensch wie wir? Ja! gerade so wie — wir werden sollen! Ehre sei Gott in der Höhe: Das also ist die Lösung des Welträthsels: der Gottmensch. Der vorchristliche Mensch war ein Prophet auf den Voll=menschen oder Gottmenschen Christus! Unser Volk dichtet fein: Als der Teufel das wundervolle Gebilde des Menschen, wie er zuerst aus Gottes Händen hervorgegangen war, sah, sagte er in seinem (dummen) Uebermut (denn der Uebermut ist immer dumm): so einen kann ich auch machen. Flugs machte er sich an die Arbeit und — brachte einen Affen zu Stande! In diesem Gedicht empfängt der Humanismus, den sie heute wieder preisen, sein Gericht aus dem Munde des Volksgeistes. Und wenn irgend, so ist hier das Wort wahr: Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Divinität (Göttlichkeit), rufen wir Angesichts des Gottmenschen, muß uns helfen; die Humanität hat in der vorchristlichen Zeit einen weltgeschichtlichen Bankerott gemacht, davon Himmel und Erde unvergeßlich Kunde hat. Der von Gott beseelte und durchgeistete, ja durchglühte Mensch allein ist im Stande den „Kampf ums Dasein", sagen wir besser: ums Himmelreich, siegreich für sich durchzukämpfen und noch seinen Brüdern ein Heiland zu werden. Wollen wir aber Divinität und Humanität in ein Wort fassen, dann sagen wir: Christianität oder in gutem Deutsch: christlicher Glaube. Der Mensch ohne Glauben ist ein blutloses Wesen, ein Spiel der Winde der Zeit, der Christenmensch aber oder der Gottmensch vermag die Welt aus ihren Angeln zu heben. Mit

der Weihnacht beginnt die Geschichte der neuen Menschheit, welche durch die Zeiten hin als die Schlangenzertreterin sich bewähren soll, wie sie auch allweg den Fersenstich erleiden muß. Aber das Ende wird ein großer Triumph- und Jubelhymnus sein:

„Die Erde ist Gottes und seines Christus geworden: Ehre sei Gott in der Höhe!“

II.

Eine Osterbetrachtung.

Man hat die Aufgabe der Kirche wohl so gezeichnet, daß sie das Leben ihres Herrn und Hauptes noch einmal zu leben habe. Unseres Bedünkens dürfte dies Wort nicht nur für das Gesammtleben der Kirche in der Welt seine Wahrheit haben, sondern für jede Epoche desselben. Jeder neue Tag des Herrn beginnt mit einer neuen Inkarnation seines Geistes, anders ausgedrückt: mit einer Vermählung des Geistes Jesu Christi mit dem neuen Geiste der Epoche. Wir merken ausdrücklich an, daß dies nur so lange gilt, als die Menschheit im Aufsteigen begriffen ist. So würde nach unsrer Anschauung in der Gegenwart gerüstet auf eine neue Hochzeit. Es liegt aber am Tage, wie süßsauer oder bittersüß diese Vorbereitungen und Zurüstungen sind, es gibt dabei viel Herzzerbrechen. Denn es gilt Abschied nehmen von alten, liebgewordenen, mit unserm ganzen Sein verwachsenen Verhältnissen — und das will Vielen schwer, ja unmöglich scheinen. Dazu tritt das Neue unfertig und als ein Werdendes in die Erscheinung, und das gibt denen, die solchen Grund suchen, weil ihnen der Glaube an den lebendigen Herrn und sein Fortschreiten in der Geschichte fehlt, sofort Grund zur Ablehnung. Wir können das, was wir meinen, durch die Osterberichte illustriren. Was bringen die Jünger des Herrn der Osterbotschaft entgegen? Schrecken, Furcht, Verlegenheit, Unglaube ist überall der erste Eindruck, den die Botschaft weckt. Warum? Wiewohl die Jünger die Erstlinge des Geistes Jesu überkommen und manch' geistlich Auferstehen vor der Auferstehung Jesu Christi erlebt hatten, so war ihnen doch der Auferstandene, im Geist Vollendete in seiner Totalität — eine Ueberraschung, weil sie noch mehr vom Alten als vom Neuen in sich hatten. Dazu hatte die ganze Erscheinung etwas Fremdes, ja Verhüllendes. Denn der reine Geist

muß sich gleichsam vergröbern, wenn er sich zeigen soll. Es kostete einen langen und mühsamen Proceß, bis die Jünger so durchleuchtet waren, daß der neue Geist und das neue Leben ihr Lebensprincip wurde. Allerdings wich die Furcht der Freude, sie haben mit hellem Jubel den Hochzeittag der neuen Zeit begangen und manch' liebe Zeit hernach die Wonne derselben genossen. Wie aber stand es mit dem hochzeitlichen Leben nach der Hochzeit, dieser einzigen Probe, ob die Ehe im Himmel geschlossen? Nicht ganz erwünscht! müssen wir antworten: das Alte, das sie beim Eintritt der neuen Zeit äußerlich dahinten gelassen hatten, behielt seine Wurzeln im Herzen, und ehe man sich's versah, bereitete der jüdische Partikularismus der ersten Gemeinde große Noth. Man hat darum den Apostel Paulus den zweiten Stifter des Christentums genannt. Nicht ganz mit Unrecht, wie uns däucht. Denn Paulus erst hat den Geist Jesu Christi als den Geist der neuen Zeit voll und ganz in sich zum Durchbruch kommen lassen.

Diese geschichtlichen und psychologischen Beobachtungen müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir den Zustand der Kirche beim Beginn unserer Epoche verstehen wollen. Dreifach ist, wenn wir anders den Geist der neuen Zeit recht erfaßt haben, ihre Losung: die Geistesreligion, die mündige Gemeinde, die freie Gemeinde, und diese drei sind eins. Es gehört heut zu Tage für einen gläubigen Menschen einiger Mut dazu, sich öffentlich zu dieser hehren Dreiheit zu bekennen. Denn die Geschichte der Kirche ist voll von Erscheinungen, welche wir nur als Karrikaturen dieser Dreiheit bezeichnen können. Das soll uns indeß nicht hindern, uns mit Herz und Mund zu ihr zu bekennen. Doch versuchen wir einiges Verständigende zu sagen, wollen aber nur andeuten und dabei um Alles nicht dem Knaben gleichen, der mit seinem Becher den Ocean auszuschöpfen gedachte.

Die Aufgabe ist also gestellt, das Wort ist gesprochen, das, einmal ausgesprochen, nicht mehr aus dem Gedächtniß der Christenheit entschwand: **Geist** ist Gott, und die ihn anbeten, müssen ihn **im Geist** und in der Wahrheit anbeten. Mit der Menschwerdung Gottes begann die neue Zeit, mit der Geistwerdung der Gemeinde soll sie zu ihrem Abschluß kommen. Weil aber die Gemeinde alle Völker in sich aufnehmen soll, so versteht sich, daß sie einen langen und mühseligen Weg zu durchschreiten hat, bis sie ihr Ziel, das so hoch gesteckt ist, erreichen kann. Dazu kommt ein Anderes. Die Geistwerdung der Gemeinde hat ihre Stufen, gleich wie die Menschwerdung Gottes. Wir werden sagen können, daß mit der Schöpfung des Menschen die Menschwerdung Gottes ihren Anfang

nahm, gleich wie wir sagen dürfen, daß mit dem ersten Gebet und der ersten freien That des Menschen die Geistwerdung der Gemeinde begann.

Die Menschwerdung Gottes hat die Geistwerdung der Gemeinde zur Folge und zum Ziel. Dies schauen wir zuerst an dem Auferstandenen. Der Auferstandene ist der Geistgewordene, wie denn der Apostel sagt: „Der Herr ist der Geist". Indem aber Christus zur Vollendung gekommen, hat die Menschheit ihr Ziel erreicht. Denn Christus ist der Menschheit Haupt, Repräsentant, der Central- und Idealmensch. Die Schwarmgeister aller Zeiten wollen ohne den Geist Christi zu seiner Höhe sich schwingen, aber sie werden gar bald flügellahm. Der gesunde Christenglaube aber hebt an mit der Einwohnung des Geistes Christi im innersten Gemüt, geht dann fort zu freiem, feurigem Ergreifen des Geistes, der mit seinen Wonnen das Gemüt erfüllt, und vollendet sich in der Vermählung des Geistes Jesu Christi mit dem menschlichen Geiste: Du in mir, und ich in Dir! Dies freie Einswerden des göttlichen Geistes mit dem menschlichen Geiste, des göttlichen Willens mit dem menschlichen Willen ist Anfang und Ende der Geistesreligion, und es erweist sich so, daß Niemand von der Geistesreligion erfährt, dem nicht zuvor die Liebe Gottes Herz und Gemüt erfüllt.

Sowie aber der Mensch in den Proceß der Geistwerdung eintritt, verliert er, wie das Weib in der Ehe, seinen Namen und nimmt von dem Manne, der sich ihm in seiner Liebeskraft vermählt hat, den neuen Namen „Christ", d. h. der Geistgeborene. Die Bekenner der „Humanitäts"-Religion haben dagegen scharfen Protest erhoben — und sind der Kinder Spott geworden. Denn eingebildete Liebe kann nicht die Wunder der göttlich erfahrenen Liebe ersetzen. Wer aber will in der Gährung der Zeit fest stehen, ohne daß er seinen Standort in Gott genommen? und freudig wirken, ohne daß er die „Wunderlieb' und Liebesmacht" in sich aufgenommen, die in Christus stark geworden ist zur Erlösung der Welt? Mit unserm Gotte springen wir über die Mauern!

III.

Die Stufen des Erkennens.

Ev. Joh. 10, 12–16.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, singt die Nachtigall unter den Psalmen, der 23. Psalm. Wenn dieser Sang

das Ohr des Hebräers traf, tönten alle Saiten seines Gemüts in voller Harmonie. Um Hirt und Heerde webte ihr Sinnen und Schaffen und auch ihre Poesie. Wenn die h. Sänger und die Propheten die innerste Seele ihres Volkes treffen und unwiderstehlich anziehen wollten, dann sangen und redeten sie von dem Herrn als dem Hirten und von der sorglosen Sicherheit der Schafe unter des Hirten treuer Hut. An Psalmen und Propheten erinnert das Wort unsres Textes: Ich bin der gute Hirte. Jesus will sein Volk an sich locken, darum redet er in dessen Lieblingsbild. Aber weit hinaus über dies Gleichniß heben uns die Worte: Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. Die Erstlinge der neuen Menschheit, die Jünger des Heilandes, sehen wir an dessen Seite in vertraulicher Lebensnähe stehen, der Herr bekennt sich zu ihnen als zu Seinesgleichen. In erbarmungsvoller Liebe hat er sich zunächst zu ihnen herabgelassen, ihre Gottesbildlichkeit geweckt und zur Entfaltung gebracht, sie dann auf seine Höhe gehoben und an seine Seite gestellt, um fortan im trautesten Liebesverkehr Leben mit ihnen auszutauschen. Sein Erkennen beruht auf innerster Lebens- und Wesensgemeinschaft. Wer will die Wonnen aussagen, welche in diesem Verkehr von Seele zu Seele, von Geist zu Geist, in diesem Geben und Nehmen, in diesem wechselseitigen Sichergänzen gelegen? Wie mich mein Vater kennt und ich kenne den Vater. So also ist die Ordnung: Alles Erkennen gehet aus von dem Vater aller Geister und alles Lebens. Der Vater tauscht zunächst mit dem Sohne Leben und Lieben aus, und der Sohn zieht die Söhne, die Kinder alle hinein in diesen wunderseligen Lebens- und Liebesverkehr. Auf allen Stufen des geistigen Daseins beruht alle wahrhafte Lebensfreude auf dem Worte: Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. Der Geist aber ist es, in dem sie dies Leben des Vaters und des Sohnes inne werden und es wieder hinfluten lassen in's Meer der Liebe, welches Gott heißt.

Wenn der schöpferische Wille Gottes einem neuen Dasein ruft, wird dasselbe aufgenommen in den Lebenskreis der Familie. Auf Vater und Mutter hat der Schöpfer- und Erlösergott seine Herrlichkeit gelegt, sie sind Gesetz und Evangelium, mit Luther zu reden: die harte und die weiche Seite in Gott offenbarend. Zunächst der Mutter hat Jesus seinen Heilandsberuf vertraut. Wenn die Mutter dem Kinde in süßem und warmem Wort und Bild den Heiland zeigt, und das Kind in Andacht erschlossen, ja ergossen der Mutter das Wort von der Lippe nimmt, das von dem Schönsten unter den Menschenkindern redet, so ist's Erfüllung unsres Wortes: Ich erkenne die Meinen und bin bekannt

den Meinen. Tritt dann der Vater noch hinzu liebevoll ernst und bekräftigt männlich der Mutter Wort und Bild, dann ist's Vollerfüllung unsres Wortes. Nichts Schöneres auf Erden als Vater, Mutter und Kind, Abbild und Abspiegelung des dreifaltigen Liebeslebens Gottes! Und noch Eines! „Ein guter Hirte läßt sein Leben für seine Schafe". Was ist Vater- und Mutterliebe anders, als eine Verleiblichung dieses Worts? Wie Johannes der Täufer vor seinem Meister steht mit den Worten: Er muß zunehmen, ich aber abnehmen, so stehet das Elternpaar vor seinem Kinde. Der Mutter Mühen um das Kind her und des Vaters Arbeit für das Kind, ist's nicht, im Geiste vollbracht, ein tägliches sein Leben lassen?

Die Eltern führen das Kind dem zweiten Lebenskreise zu, der Schule. Als noch die Kirche die Schule führte, hatte sie derselben ihre Aufgabe gestellt in dem Worte des Heilandes: Weide meine Lämmer! Diese Stellung hat sich geändert, aber die Aufgabe bleibt dieselbe. Oder wißt ihr sie besser zu bezeichnen? Die Schule, sagt ihr, sei Bildungsstätte. Wohl und gut! Aber was heißt Bildung? Ist's nicht Beides zugleich ein Einbilden und ein Ausbilden, aber ein Einbilden zuerst? Der geschöpfliche Lebensgeist hat seine Heimat im Urgeiste, in Gott. „Der Geist kann nur den Geist erkennen, wenn ihm der Geist entgegenkommt". Dreifaltig ist das Wesen des Menschen im Erkennen, Fühlen, Wollen, aber jede dieser drei Grundkräfte des Seelenlebens ist ein Wegweiser zu Gott. Das Denken ist ein Grundsuchen, d. h. Gott suchen, das Gefühl sucht sein Grund- und Vollgefühl und findet es allein in Gott, das Wollen will ewigen Gehalt im Wirken und erreicht ihn in der Gemeinschaft mit Gott. Was ist das Kind?

Eine bewegliche Bitte, möchten wir antworten, die Tag um Tag gegen den Erzieher und Lehrer laut wird: Gieb mir zu trinken. Wohl dem Lehrer, der Wasser hat für diesen Durst! „Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen". Das ist Beschreibung auch seligen Lehrer- und Schülerlebens. Die Schule ein Gottesgarten und der Lehrer der Gärtner darin — so steht sie vor unsern Augen; denn auch die Schule hat einen Heilandsberuf.

Der dritte Lebenskreis, der den Menschen aufnimmt, ist die christliche Gemeinde, die Kirche. Sie soll voll und treu des Heilandes Wesen widerspiegeln, so daß man, recht verstanden, von ihr sagen mag: die Kirche ist Christus. Zum Verständniß unsres Herrnworts: „Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen" stellt sie gleich bei der Taufe neben Vater und Mutter die Pathen, um Mitväter dem Kinde zu gesellen.

Wo aber, wie es in neuester Zeit häufiger zu werden scheint, Haus und Schule sich ihrem Heilandsberuf versagen, sucht sie in Kleinkinder- und Sonntagsschulen den Beruf des Hauses und der Schule mit zu erfüllen. Die heranreifende Jugend nimmt sie in ihre speziellste Pflege, um sie mit göttlichem Leben zu speisen und stark zu machen für ihren Wandel in der Welt. Glückselige Kinder, denen der Confirmandenunterricht das Lied in Herz und Mund bringt: der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!

So hat der Heiland in Mutter und Vater, im Lehrer und Geistlichen, im Pathen und der Christengemeinde seine Stellvertreter in die Welt gesetzt: sein Leben und Lieben aller Welt zu genießen zu geben und dadurch zu beseligen. Aber der Weg des Lebens gehet überwärts! Wir meinen von den Abbildern zum Urbild, von dem getheilten Leben zum vollen. Die reife Seele dringt durch bis zum unmittelbaren Leben mit Christus. Auf dieser Stufe hört sich das hohe Wort: Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen wie ein hohes Lied an, wie Jubelruf und Hochzeitsgesang. Aber wunderbar! je näher dem Heilande, desto näher dem Vater! Er läßt die Herrlichkeit des Vaters immer heller und voller in die gottgehörige Seele leuchten, und auf der Stufe der Vollreife heißt des Christen Bekenntniß: Ich habe den Vater aller Geister im Angesichte Jesu Christi gesehen und Er ist mir Alles in Allem!

IV.

Welt und Geist.

Ev. Joh. 16, 5—15.

Ideen und Opfer, sagt Friedrich Albert Lange, in seinem schwer wiegenden Werke über den Materialismus,* „können unsere Cultur noch retten und den Weg durch die verwüstende Revolution in einen Weg segensreicher Reformen verwandeln". Wir kennen eine Idee, welche die Welt aus den Angeln heben kann, und eine Gemeinde, welche opferreich

---

* Geschichte des Materialismus. Zweites Buch. Zweite Auflage. S. 538. Leipzig und Iserlohn. J. Bädeker.

ist. Die Idee, welche wir rühmen, ist die Gottmenschheit, und die Gemeinde, welche die unermeßliche Selbstsucht der Welt überwinden wird, ist die Gemeinde der Zukunft, deren Kommen alle Zeichen signalisiren, deren Erstlinge schon unter uns sind. Wir stehen vor einer neuen Entfaltung des christlichen Geistes, welche die Vermählung des Geistes Jesu Christi mit dem Geiste der neuen Zeit uns bringen wird. „Die Welt" rüstet sich, die neue Gemeinde zu bekämpfen. In ihrer vordersten Reihe stehen die Altgläubigen. Ihr Ruf heißt: Rückkehr in die Vergangenheit, Wiederaufleben der alten Form der Frömmigkeit. So standen einst in ewig denkwürdigen und für alle Zeiten vorbildlichen Tagen die Pharisäer wider Jesum, den Verächter des Althergebrachten, den kühnen Neuerer. Sie beriefen sich auf ihre Väter, auf Abraham, Moses und David. Mit dieser Altgläubigkeit verband sich ihr Partikularismus; denn sie ahnten bald, daß Jesus eine Weltkirche im Sinne habe, und es schwante ihnen der Untergang ihrer jüdischen Prärogative und damit „ihres Ruhms". Sie hatten vergessen, daß zwar alles Leben individuell sein muß, das Individuelle aber sein Recht und seine Gesundheit nur so lange hat, als es das Allgemein-Menschliche, den sittlichen Geist der Menschheit darstellt und sich durch stetes Eintauchen in denselben frisch erhält. Es half nichts, daß Jesus sich mit den Propheten und vielen weit vorausschauenden Psalmen auf den Geist der alttestamentlichen Religion stellte, der über die niedern Stufen seiner Entfaltung hinauswies, — hinweg mit diesem! war der beharrliche Ruf seiner frommen altgläubigen Gegner. So mußte Jesus von den Frommen sich zu den „Gottlosen" wenden, zu Zöllnern und „Sündern". Da höhnte die fromme, altgläubige Partei, indem sie mit Händen auf ihn wies: „Dieser nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen". In göttlicher Ironie auf diese gesetzliche Frömmigkeit ist dann dieser Vorwurf in den ewigen Ruhm Jesu umgeschlagen: „Jesus nimmt die Sünder an", ruft von Geschlecht zu Geschlecht durch die Jahrhunderte hin die Schaar der erlösten Gotteskinder. Glied an Glied mit der altgläubigen Partei des Gesetzes standen die Sadduckäer wider Jesum. „Auf der Erde, erklärten sie, liegt der Zweck der Menschen, Hinterlassung von Kindern ist Auferstehung; schön leben, Reichthum, Ehre, Straflosigkeit durch Rechtthat und Versöhnung, dann sterben mit Nachkommen, ohne Furcht und Hoffnung für Seele und Leib, das sind die Gewinnste, das ist die Bestimmung dieser irdischen Existenz". „Noch trostloser, verknöchert im Altertum und in hierarchischer Selbstzufriedenheit, erscheint der Sadduckäismus, indem er, vom Jenseits zu schweigen, nicht einmal für ein ideales

Diesseits, das ideale Reich Gottes auf Erden, sich erwärmen konnte. Niemals findet man das Wort im Mund des Saddukäers. Das Reich Gottes ist gut, wie es da ist. Hier braucht es keines künftigen Königs, keines durchheiligten Volks. So lange Moses da ist, so lang ein Priestertum besteht, so lang der Mensch rechtschaffen lebt und vernünftig genießt, ist das irdische Leben leidlich genug, glücklich genug"*. Dem Pharisäismus und Saddukäismus gesellte sich im wenn auch nur passiven Widerstreit wider Jesum und sein Werk der Erneuerung Israels und der Welt der Essäismus. Wenn wir diese Richtung als die weltflüchtige charakterisiren, so hat sie für unsern Zweck Farbe genug. So war „die Welt" zusammengesetzt, welche Jesum an's Kreuz brachte.

Auf allen Stufen ihrer Lebensentfaltung hat die Gemeinde Jesu Christi mit diesen drei Weltkindern, die äußerlich so verschieden, doch innerlich eins sind, in heißem Streite liegen und sich wider sie in einer langen Leidens- und oft auch Bluttaufe bewähren müssen. Wird die neue Wendung, welche sich ankündigt, sich friedlicher vollziehen? Wir haben die Antwort oben schon gegeben: die Welt steht auf dem Kampfplatz — und der Geist des Herrn ist in den Kindern der neuen Gemeinde geschäftig, die Welt zu strafen um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht. „Um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich". Wie weiland die Pharisäer von ihrem Messias, so haben unsere Dogmatisten und Partikularisten sich ein völlig falsches Bild von dem Heiland gemacht nach ihrem Herzen: Jesus ist wieder, wie vordem im Mittelalter, Weltrichter, nicht Welterlöser. Was Wunder, wenn ihn die Zeit, die nach Barmherzigkeit, nicht nach Gericht hungert, nicht verstehen kann. Jesus kam mit himmlischem Erbarmen im Herzen, nahm die Leiden der Menschheit auf seine hohepriesterliche Seele und suchte sie von dem unerträglichen Joche des Gesetzes, auch des Glaubensgesetzes, zu befreien, indem er denen, die sich ihm hingaben, Geist und Liebe und heilige Lust einhauchte. Wie schön und treffend hat Schiller diesen Wesenspunkt des Christentums erfaßt, wenn er schreibt: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen desselben im Leben scheinen mir blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt es in nichts Anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Impe-

---

* Keim: Geschichte Jesu von Nazara. I. Band. Zürich 1867. S. 278 ff.

rativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion". So malen uns in ewig lebendigen Zügen die Evangelien Jesum herzgewinnend vor die Augen: Da aber erschien die **Freundlichkeit** und **Leutseligkeit** Gottes unseres Heilandes. Dies Bild des Heilandes tragen aber unsere gesetzlichen Christen nicht im Herzen und können es also auch der Menschheit nicht darbieten. Sie treten mit herrischen Ansprüchen vor die Zeitgenossen und wollen ihr „Bekenntniß" als Glaubensgesetz auf der Jünger Hälse legen. Dabei machen wir denn wieder die alte Erfahrung: das Gesetz richtet Zorn an. Zunächst im eignen Lager. Es wird des Streitens um die Auslegung ihres Glaubensgesetzes kein Ende, und wenn sie einmal, aus kirchenpolitischen Beweggründen, sich vertragen, der Eifer um den Buchstaben, welcher der gesetzlichen Stufe eingeboren ist, läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Nach Außen ist die Wirkung dieses Standpunktes eine gleich abstoßende: Je mehr unsere Buchstäbischen Einheit fordern, desto mehr trennen sie. Der Geist des Evangeliums ist wider sie und sie wider ihn. Da muß denn das tragische Gesetz sich auch heute wiederholen: Die gewohnt sind, alle Welt zu richten, müssen selbst gerichtet werden, und die den Beruf zu haben vermeinen, den Ungläubigen den Glauben vorzuhalten, müssen der Sünde des Unglaubens strafend sich überführen lassen; denn sie glauben nicht an den in neuen Entfaltungen kommenden Welt-**Heiland**, sondern warten des Welt-**Richters!**

„Um die Gerechtigkeit, daß ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet". Auch die Sadduküer, die Weltmänner und Lebemenschen, die „Realisten" von heute, widerstreben der neuen Entfaltung des Geistes Jesu Christi. Ihre Zahl ist zur Zeit Legion, und wie tausendfach sie auch innerlich abgestuft sind, ein Merkmal ist ihnen allen gemein: sie glauben nicht an die Gerechtigkeit des Menschen resp. des Christen, sie haben kein Ideal. Die Himmelreichspredigt weckt zunächst allerdings nur ihr blasirtes Lächeln, aber wenn der Geist Jesu Gerechtigkeit und Vollkommenheit heischt, wird er ihnen ungemütlich und unbequem. Zeugt dann der neue Geist lebensvolle, mit dem Schmuck der Gerechtigkeit und heiligem selbstlosen Thun bekleidete Menschen, dann wird ihre Feindschaft wach. Heilige Menschen sind ja das lebendige Gewissen der unheiligen Welt. Greift vollends der neue Geist um sich und nimmt hier einen Weltling und da einen zur Beute, so lodert ihr Haß auf und — die Bundesgenossenschaft mit den gesetzlich Frommen ist fertig! Das mag die

Wunder nehmen, welche die Erscheinungen nur auf der Oberfläche betrachten; unsere „Realisten" aber erinnern sich in der Stunde der Gefahr, daß die gesetzliche Frömmigkeit nur eine andere Form desselben Weltsinnes ist, der sie beseelt. Dazu kommt, daß sie dem Neuen gegenüber ein gemeinsames Interesse haben: Die Gesetzlichen bangen um ihre Herrlichkeit über die Welt, die Weltlinge um ihre Seligkeit in der Welt. Ein hervorragendes Beispiel aus der neuesten Zeit bietet uns der Franzose Renan, der von deutschen Zungen und noch mehr von deutschen Federn vielgepriesene „Freigeist". „Ueberlaßt uns", ruft er den Päpstlichen seines Landes zu, „die Gebildeten, und nehmt für euch die Massen". Das Bündniß ist, wie Kundige wissen, stillschweigend vollzogen und in voller Wirkung. Ob in Deutschland Derartiges zu den Unmöglichkeiten gehört? Und wird dann der Dritte im Bunde dabei fehlen? der weltflüchtige, in seine Winkel zurückgezogene, selbstselige Separatismus. Er wird mit dabei sein, wenn er auch, in seiner Weise, nicht sehr in die volle Oeffentlichkeit treten wird. „Die Welt" als das Machtbereich des Argen hat er ja aufgegeben, die ist ihm unrettbar dem Gerichte verfallen. „Eile", ruft er in allen Tonarten, „und errette deine Seele". Da werden „Archen" gebaut, Zufluchtsorte und Bergungsstätten vor dem erwarteten hereinbrechenden Gericht gesucht und gepriesen! Die Irvingianer, die Darbysten und die nicht zu nennende Zahl der jäh emporschießenden Sektlein haben alle das Gemeinsame, daß sie weltmüden, geängsteten Seelen eine sichere Stätte anbieten vor dem Gericht, das über „die Welt" kommen soll. Während sie aber der Welt zu entfliehen meinen, geht dieselbe mit in ihre Archen ein; denn die Wurzel ihrer Weltflucht ist zu allermeist Hochmut und Kleinglaube, um nicht zu sagen: Unglaube. Wie wenig sind sie in solchem Thun ihrem „Heiland" ähnlich, dem sie doch besonders innig zugethan sein wollen. Weltoffen hat sich „des Menschen Sohn" in der ganzen Zeit seiner irdischen Wallfahrt gezeigt, und er konnte es darum, weil er als „Gottes Sohn" allezeit in dem Schoß seines Vaters war. So konnte die Welt weder ihren Druck noch ihren Zauber auf ihn ausüben. Gottessicher und darum weltmächtig ging Jesus durch die Welt und bewährte es auf allen Stufen seines Wandels, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist, und der Geist Jesu hat mit diesem Siegesgefühl seine Gemeinde durchdrungen. Als Inhaberin der Sohnschaft resp. der Kindschaft „in dem Geliebten" geht auch die Gemeinde des Herrn gottessicher und darum weltmächtig durch die Zeiten: die weltverläugnende Gemeinde ist die weltmächtige Gemeinde. Hier ist die Idee, welche sich gottesfreudig zu opfern versteht, und hier das Opfer, das in steter Berührung mit seinem

Lebensquell der Idee der gottversöhnten, gottinnigen, ja gotteinigen Menschheit, d. h. der Gottmenschheit, sich fort und fort erneuert. —

Dreifaltig hat uns das Textwort das Wesen der Welt beschrieben, und die Geschichte hat uns in allen entscheidenden Perioden die drei Parteien im Widerstreit gegen das Kommen des Geistes gezeichnet. Der Pharisäismus versucht es allezeit, die Menschheit zu verknechten, der Saddukäismus möchte sie verthieren und der Essäismus verteufeln. Denen gegenüber bewährt der Geist allezeit sein Strafamt und überführt „die Welt" von der Sünde, von der Gerechtigkeit und dem Gericht. Wird sein Ueberführen an unserm Geschlecht vergeblich sein? Wir hoffen nein! Denn wenn wir im Vorstehenden nach Schrift und Geschichte den Weltgeist in seinen drei Erscheinungsformen zu zeichnen versuchten, so haben wir uns mit Freude im Herzen immer gegenwärtig gehalten, daß recht Viele unbewußt in den gezeichneten Richtungen stehen und dem Geist der Welt nur verhältnißmäßig geringen Einfluß auf sich verstatten. Mit einem Worte: wir wissen, daß viel heimliche Kinder der Wahrheit in der „Welt" sind; diese werden der Stimme des neuen Geistes, wenn sie erst klar und mächtig genug erschallt, mit Freuden zufallen.

Wir hören ein Rauschen großer Wasser: die Lebensströme des Geistes wollen mit Macht hereinbrechen und die alternde Welt verjüngen. Wir heißen euch hoffen!

V.

Vom Gebet.

Ev. Joh. 16, 23—27.

Der Grundton des Christenlebens ist die Freude, und darum die Seele des Gebetes der Dank. Die Gemeinde, hieß es in der letzten Betrachtung, ist Inhaberin der Kindschaft, und Freude ist das Lebens-Element des Kindes. Alle Religionen haben die Versöhnung mit Gott, die Vorbedingung der Kindschaft, gesucht, aber nicht gefunden. Die Gemeinde Jesu Christi ist einzig in der Welt die versöhnte Gemeinde. Der Frieden der Versöhnung ist der allzeit geöffnete Born, daraus die Freude quillt, die sich in Dank ergießt. Freude schöpfen und Dank opfern, ist das stete selige Thun eines Christenherzens und der wahren

Gemeinde, wie einathmen und ausathmen die tägliche Lebensbethätigung des Menschen ist. Das Gebet ist das Athemholen der Seele. Wie weit ist der Verstand der Verständigen von dieser einfachen Wahrheit abgekommen. Der selbstherrliche Mensch, der die Autonomie der Vernunft proklamirt und sich auf seine eigene Kraft gestellt, hat jenes nehmen und geben, diese Lebenskunst des Menschen, verlernt, und ist darum so tief verarmt und so lebensschwach geworden. Die sociale Frage liegt dem modernen Menschen in allen Gliedern, beengt ihm den Athem und lähmt ihm die Kraft. Weil aber Gesundheit das höchste Gut des Menschen ist, so kann es nicht fehlen, daß man nach den Aerzten schreit. Es ist einige Aussicht vorhanden, daß unser Volk, so lange es noch Zeit ist, zu dem Specialarzt für dieses Leiden seine Zuflucht nehmen wird. Kein Geringerer als einer der hervorragendsten Apostel der Selbstherrlichkeit, der geistvolle und schneidige Schriftsteller und Redner von Treitschke, hat in diesen Tagen die uralte, wie es scheinen konnte längst verklungene Losung unseres Volkes ausgerufen: Bete und arbeite! Freilich hat er, auch darin ganz ein Kind dieser Zeit, dies „Bete und arbeite“ zunächst der Masse vermeint, die nicht denken kann. Die Aristokratie der Bildung will auf den heitern und kühlen Höhen des Wissens in selbstgenügsamem Stolze weiter leben. Aber sie werden bald herabsteigen und dann erkennen, daß, wie von Bader sagt, die Unterlassung des Gebets die eigentliche Sünde ist.

Damit aber auch hier jener unselige Konflikt zwischen Kopf und Herz, der unsere geistige Gesundheit seit langen Tagen hemmt, wir meinen den Gegensatz von Bildung und Frömmigkeit, zu Tage träte, haben unsere Frommen in diesen Tagen sich von auswärts Hilfe verschrieben. In England hat, von Oxford ausgehend und in London und anderwärts Anklang findend, eine religiöse Bewegung um sich gegriffen, die in Gebetsversammlungen ihren warmen Ausdruck findet. Herr Pearsall Smith ist dann auch nach Deutschland herübergekommen und hat hin und her in den Städten seine Lehre gepredigt und Gebetsversammlungen angeregt. Wir wollen heute hier nicht die Methode der Frömmigkeit kritisiren, der Herr Smith huldigt, noch auch sonst einen Tadel aussprechen, wir freuen uns vielmehr über das in weitern Kreisen unsres Volkes hervorbrechende Bedürfniß nach einem Gebetsleben; aber wir müssen konstatiren, daß unsere frommen Kreise, uneingedenk des Wortes: Eines schickt sich nicht für Alle, durch diese Gebetsversammlungen die Kluft, von der wir oben sprachen, erweitert haben. Das gesunde deutsche Gefühl mußte abgestoßen werden, zumal Herr Smith einen theologischen

Standpunkt verrieth, den die gesunde deutsche Bildung längst in's Antiquitäten-Cabinet geworfen hat. — —

Gebet ist der Urlaut der Menschenbrust, Bethätigung der Gottesbildlichkeit des Menschen, und nichts zeigt unwiderleglicher, wie inhuman und verkünstelt das heutige Geschlecht vielfach ist, als daß es nicht mehr beten kann. „Wer nicht beten kann, ist ein armer Mann!" Wenn das Sprichwort sagt: „Noth lehrt beten", so weist es gleichsam mit Fingern auf dieselbe Wahrheit: die Noth bringt den Menschen wieder zu sich und seinem wahren Wesen, und da bricht mit unwiderstehlicher Gewalt jener Urlaut der Menschenbrust hervor, das Gebet. Doch wir haben es nicht mit dem Menschen an sich, wir haben es mit dem Christen zu thun. Freude, haben wir gesagt, ist das Element des Christenlebens, wie des Kindeslebens. Wie das Kind mutterselig ist, so ist der Christ gottselig. Auf diese Höhe hat uns Jesus gehoben, indem er uns unmittelbar an das Herz des Vaters gelegt, und wir beschreiben in seinem Licht das Christenleben in diesen fünf Zügen: Aus Gottes Herzen entsprungen, von Gottes Munde genährt, von Gottes Augen behütet, von Gottes Händen geleitet, zu Gottes Herzen gelenket. Gott ist das Element unsrer Seele, in dem wir leben, weben und sind, aber all' unser Leben schlägt zunächst dem entgegen, der uns „den Vater" offenbart hat. In seinem Namen beten, heißt einfach als Kind Gottes, als Christ beten. Er will nicht genannt sein, aber wir müssen ihn nennen: Sein Lieben ist unser Paradies.

„Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei". Freude ist schwellendes Lebensgefühl, seliges Genügen, wunderseliger Wechselverkehr. Das Ich hat sein Du gefunden und ist selig in ihm. Mutter und Kind, Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, Bräutigam und Braut, Mann und Weib, all' diese natürlichen und sittlichen Lebensverhältnisse spiegeln, in den Geist erhoben, das Leben der Seele mit ihrem Gott. Das Element ihres Lebens ist die Liebe und der geistige Ausdruck derselben ist das Wort. Eine stumme Liebe ist ein Widerspruch in sich selbst. Nun definiren wir das Gebet als „die an Gott gerichtete Aussage alles Dessen, was die Seele des Christen bewegt". Wie aber die Liebe Alles zu dem Geliebten in Beziehung bringt: ihr Reden, ihr Schweigen, ihr Ruhen, ihr Arbeiten, so bringt die Seele Alles zu ihrem Gott. Das meint jenes hohe Wort: Betet ohne Unterlaß, die wortlose Andacht, die stetige Beziehung des ganzen innern und äußern Lebens auf Gott. — — —

Wir müssen nothgedrungen noch einmal aus unserer Höhe niedersteigen. Die verkünstelte Weisheit des Tages kann diese Beziehung, dieses Lieben und Lebensaugen des menschlichen Ich aus dem Du Gottes nicht

fassen. Sogar ein „Geistlicher", ein vielgerühmter Reformer, macht Miene, im „Zeitalter Darwin's" die Anrede an den lebendigen, persönlichen, einigen Gott, den er verloren, oder vielmehr in einen Begriffsnebel aufgelöst hat, der Christenheit auszureden. Da wäre denn das Gebet ein „Verkehr mit sich selbst"*. Bittet, so werdet ihr nehmen, sagt das Textwort, und die Erfahrung aller gottesfreudigen und weltmächtigen Menschen von Ur an sagt Amen dazu. Die aber Kraft saugen wollen aus ihren eigenen Fingern und den Menschen auf den Isolirschemel setzen, die pharisäischen, gesetzlichen, zu unfruchtbarer Zwangsarbeit verurtheilten Menschen merken nichts von dem offenen Himmel Gottes, der Segen und Leben träufelt ohne Unterlaß, von dem Geheimniß der Kinder Gottes. Nicht von seiner Tugend lebt der Mensch, auch nicht von dem Spinnengewebe seiner Ideen, sondern von dem Leben Gottes, das sich ihm mittheilt.

Auf daß eure Freude vollkommen sei. Es ist nicht leicht, den Freudengeist zu bewahren. Hemmungen von Innen und Außen trüben gar leicht den heitern Himmel unseres Seelenlebens. Hier gilt die Losung: Haltet an am Gebet. Jede trübe Stunde trägt in sich den Ueberschwang neuer Freude. Stärker und auch reicher sollen wir hervorgehen aus den dunkeln Stunden. Du sollst Israel werden, liebes Herz. Wie vermöchtest Du das, wenn Du nicht mit Gott gekämpft und — obgesiegt hättest. Siehe, von Stufe zu Stufe klimmst Du auf Deine Höhe: „Ein heiteres Christentum ist und soll sein das Zeichen eines reifen Christentums, wie die helle Farbe und die innere Süßigkeit das Zeichen der reifen Frucht ist".

VI.

Es ist ein großer Maientag Der ganzen Welt beschieden.

Ev. Marci 16, 14–20.

Die Himmelfahrt Jesu Christi bildet den Abschluß seines irdischen Lebens. Nachdem der Heiland sein Werk vollbracht hatte, kehrte er zurück in die Heimat, von der er ausgegangen und die er stets im Herzen getragen,

---

* So z. B. Oscar Peschel: Völkerkunde S. 313.

welche zugleich die Heimat aller Geister ist, zu seinem Vater in den Himmeln. „Wer hat von eines Menschen Leben den wahren Ausgang noch gesehen?“ frägt zweifelnd der Dichter, wir aber weisen auf Himmelfahrt und geben zukunftsfroh die Antwort: In der Geschichte Jesu Christi ist die Geschichte der gottgehörigen Menschheit anschaulich geworden, sein Ausgang wird ihr Ausgang sein, und auch mit darum hat er sich so gern des Menschen Sohn genannt. In wunderbar schlichten Worten hat Petrus Leben und Thaten des Heilandes nach seinem Heimgang beschrieben: „Er ist umhergezogen und hat wohlgethan und hat gesund gemacht alle, die von dem Teufel überwältigt waren, denn Gott war mit ihm.“ So einfach die Beschreibung, so zutreffend ist sie. Wir sehen hinein in den vollen Jubel, der den Heiland während seiner Wirksamkeit bis an seinen Ausgang umgab und immer wieder seinen Ausdruck in den Worten fand: Gott hat sein Volk heimgesucht. Wer zu lesen versteht, muß immer auf's Neue von dieser köstlichen Zeit unwiderstehlich angezogen werden. Die Gottesnähe des Vaters in dem Sohne hat diese Zeit zur freudenreichsten in der Geschichte gemacht. Wir verstehen und würdigen es, daß eine spätere Zeit, welche diese freudenreiche Zeit im Lichte des Geistes geschaut, zu dem Ausdruck höchlichster Verwunderung und tiefster Befriedigung gekommen ist: Gott ist Mensch geworden. Darnach hat die Menschheit gehungert und hungert immerdar: nach der Menschwerdung Gottes. Nur so kommt der Mensch wie die Menschheit zu ihrem gottgewollten und darum auch selbstgesteckten Ziele. Das Geheimniß Jesu Christi ist das Geheimniß der Menschheit:

Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
Da alle vollkommene Fülle erscheinet.

Wie wir daher die Himmelfahrt als den großen Maientag Jesu Christi beschreiben, an dem sich in ihm Gott und die Menschheit zu seligem Einssein für alle Ewigkeiten verbunden haben, so wartet die neue Menschheit, die Christenheit auf ihren Tag. Angefangen hat die wonnevolle Verbindung Gottes mit der Menschheit am Tage der Pfingsten, den wir darum dem Weihnachtstage vergleichen. Weihnachten ist gleichsam die Verlobung der Gottheit mit dem Menschensohne, während Himmelfahrt ihre Vermählung bedeutet. Der erstgeborene Bruder zieht alle seine Brüder sich nach zu gleich seligem Geschick: Die Verlobung ist vollzogen, wir warten der Hochzeit.

Diese Sprache wird Vielen wie Schwärmerei erscheinen, wie eine Art Gotttrunkenheit. Wir sind aber völlig nüchtern, obgleich die Freude unser Herz schwellen macht. Wir haben uns umgesehen in der Geschichte, wir haben hineingesehen in das Herz der Menschheit bis auf den Grund,

wir haben den Menschen, dies ewige, süße Räthsel für den Menschen, auch in der Gegenwart belauscht: alle seine Sehnsucht haben wir in dem Wort des alten Kirchenvaters Augustin befaßt gefunden: Du hast uns zu Dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.

Ihr wollt der Menschheit durch die Bildung helfen und sagt: Wissen ist Macht. Mag sein, liebe Herren, aber Christus ist Kraft, und die müßt ihr haben in eurem weltkundigen Siechtum. Eure Besten stehen erschrocken vor der gähnenden Kluft zwischen „Arm" und „Reich", zwischen „Gebildet" und „Ungebildet" und können die Brücke nicht finden, die über diese Kluft hinüberführt. Christus hat sie gebaut, und wie oft auch der Zahn der Zeit sie angegriffen und unbrauchbar gemacht hat, die Christusgemeinde, das selige, freudvolle, hingebungsreiche, sich selbstvergessende, von Gott lebende Volk, hat sie immer wieder hergestellt. Wir stehen eben wieder vor einem Neubau, und das ist der Charakter der heutigen Zeit. Die Liebe aber, die nicht das Ihre sucht, ist die Meisterin, die allein die Brücke zu bauen vermag.

Es ist wahr, es haben sich viele Pontifices zum Bau gestellt, denen, die Vergangenheit ist deß Zeuge, die christliche Genialität zu diesem Neubau fehlt: das große Herz, der sichere Blick, die feste Hand, die herzgewinnende Kunst für hüben und drüben, und ihrer Viele sind über den vielen Baukünstlern, die nicht bauen können, irre geworden an der Möglichkeit des Neubaues überhaupt. Doch unverzagt: Er ist bei uns noch auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben!

Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten stehen wir, eine neue Menschwerdung Gottes erwarten wir, oder wie wir's jüngst ausgedrückt: Eine Vermählung des Geistes Jesu Christi mit dem Geiste der neuen Zeit. Die Vorboten sind aller Orten schon auch für die Blinden und Tauben zu sehen und zu spüren: die Gährung in allen Schichten der Gesellschaft, das Krachen in allen Fugen der alten Zeit. Wohlan! hebet eure Häupter auf, darum, daß eure Erlösung sich naht. Ein neuer Frühling steht im Anbruch, die Weissagung auf den ewigen, deß wir warten; und beide, der Vorfrühling, vor dessen Kommen wir stehen, und jener ewige, den er verkündet, werden das Wort unseres Dichters bestätigen:

Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

VII.

Das Wort Gottes.

Ev. Joh. 14, 23, 24.

Eines Tages, erzählt Reville, wurde in einer Versammlung ernster Männer die Frage aufgeworfen, welches Buch ein zu ewigem Gefängniß verurtheilter Mensch zu wählen hätte, dem nur ein einziges in seine Zelle mitzunehmen gestattet wäre. Es waren dort Katholiken, Protestanten, Philosophen und selbst Materialisten. Alle stimmten darin überein, daß die Wahl nur auf die Bibel fallen könne. Siehe da, ruft Reville aus, eine Huldigung, welche mehr gilt, als alle dogmatischen Beweisführungen, und wenn man recht darüber nachdenkt, so sagt sie alles. Wir bezweifeln, daß das Gespräch in Deutschland stattgefunden hat, wenigstens würde heut zu Tage eine derartige Versammlung, wenn sie sich überhaupt einigen könnte, was wir für unmöglich halten, etwa auf Humboldt's Kosmos fallen, in keinem Falle auf die Bibel; denn es ist leider so, wie die Süddeutsche Reichspost klagt: die Bibel zählt an den Stätten des modernen Geistes zu den unbekanntesten Büchern der Welt, und das Recht der „freien Forschung", das im eisernen Inventar des modernen Menschen nie fehlen darf, wird thatsächlich als Befreiung von der Pflicht, sich um den Inhalt der heiligen Schrift zu kümmern, aufgefaßt. Wir haben unsrerseits offen bekannt, daß die Kirche an diesem Zustand eine Mitschuld treffe, die dogmatische Auffassung der Schrift hat aller Orten abgestoßen, nun soll die geschichtliche Auffassung derselben — das Feldgeschrei aller frommen und freien Geister — den verzweifelten Schaden heilen. Kommet und sehet, rufen wir den Zeitgenossen zu, göttlich gewiß, daß das göttliche Wort seine Anziehungskraft heute wie vor Zeiten erweisen werde an allen wahrhaft menschlichen Herzen, oder sollen wir sagen: gottmenschlichen, wie wir wiederholt schon bezeugt haben, daß der Mensch wie die Menschheit nur in Gott selbst wie seine Ruhe, so seine Fülle findet? In mustergiltiger, alle Menschen aller Zeiten umfassender Weise hat der Psalm 42 die Sehnsucht des menschlichen Herzens ausgesprochen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wenn werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" Die Liebe zu Gott ist dem Menschen eben so natürlich, wie Gott die Liebe zum Menschen. Wer will dem widersprechen, dem einmal das königliche Wort über den Menschen: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er

ihn", als Wahrheit aufgeblitzt ist, und in dieser Beleuchtung der Mensch als ein majestätisch Wesen erschien, als ein Königs-Kind, ein Gottes-Kind? Ihr denkt immer nur an seine Armut und tiefe Verkommenheit, die täglich und stündlich euch entgegentritt; aber habt ihr denn nie tief im Herzen die Bewegung der himmlischen Mächte erwogen, die um die Menschheit her sich schwingt seit dem Anbeginn der Zeiten? Das große Halleluja, das in wundersamer Sphärenharmonie zuerst auf Bethlehems Fluren im Geiste gehört worden ist, tönt vorwärts und rückwärts. So meint es auch der Heiland in den klassischen Worten von der Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut: es ist eben ein Königskind wiedergefunden, und der himmlische Hofstaat giebt seiner Freude darüber den entsprechenden Ausdruck. Geburt und Wiedergeburt fordern sich gegenseitig im Menschen, weil Geistwerdung die Vollendung der Menschwerdung ist. So muß man reden am Tage der Pfingsten, dem Tage der Christwerdung oder Geistwerdung der Gemeinde, des Eintretens der neuen Menschheit in die Geschichte.

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen". Der Lebensverkehr zwischen Mutter und Kind ist vermittelt durch das Mittel des Geistes, das Wort. Weil aber das Kind wesentlich Bedürftigkeit ist, so können wir all' sein Aussprechen gegen die Mutter mit dem Namen Gebet bezeichnen. Der Mutter Wort aber hat ein ander Wesen, es ist schöpferisch: es ruft und weckt den Geist des Kindes, es nährt ihn und begleitet ihn, es ist in buchstäblicher Wahrheit des Kindes Speise, Freude, Stecken und Stab und Trost. In dem Wort ist dem Kinde das geistige Wesen der Mutter gegenwärtig, ob anwesend oder abwesend, wie im Gebet im weiteren Sinne des Worts das Kind allzeit der Mutter gegenwärtig ist. Des Kindes Gebet begleitet die Mutter und der Mutter Wort begleitet das Kind, sie sind nicht nur mit einander und bei einander, sondern auch in einander im Wort. Mit dieser Ausführung denken wir des Textes mächtig geworden zu sein, den wir oben ausgeschrieben haben. Wie mag man dem gegenüber doch immer wieder auf die eigene Kraft trotzen, wie erst neuerlichst wieder eine Stimme* laut wird: „Daß der Mensch aber unfähig sei, sich aus eigner Kraft zu vervollkommnen, ist entweder eine Spielerei mit Worten, oder eine

---

* Reden und Aufsätze von Gustav Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen. Tübingen 1875. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, S. 432.

Läſterung des göttlichen Weltplans. Eigene Kräfte, was man vernünftiger Weiſe dann unter dem Wort verſtehen müßte, hat er ja überhaupt keine, ſondern nur verliehene. Dieſe verliehenen aber müſſen hinreichen, ſeine Aufgaben zu erfüllen, wenn er nicht ein Pfuſchwerk oder ein Mißgeſchöpf ſein ſoll, das zum Untergang beſtimmt iſt". Nicht doch! lieber Herr, des Menſchen Weſen heißt Bedürftigkeit, wie der Menſch Gottes im Alten Bunde ſagt: Auf Dich bin ich geworfen von Mutterleibe an. Das Königs-Kind iſt geboren und königlich ausgeſtattet, wo bleiben aber ſeine Anlagen, wenn ſie nicht zur Entfaltung kommen? Die Vorſehung des großen Gottes, des himmliſchen Vaters, umſtellt dieſerhalb den Neugeborenen mit der ſeligen Wacht der Mutterliebe. Hernach treten Vater und Geſchwiſter und Geſinde und Lehrer und Freunde und Gatte der Reihe nach hinzu, dem Gotteskind und Weltbürger Leben mitzutheilen, um dadurch ſein Leben zu erhalten und zu mehren und zu füllen. Und wenn ſie alle treulich das Ihre gethan haben, ſo bleibt doch die Blüthe und Krone des menſchlichen Weſens, wir meinen die Religion, noch in der Knospe und unentfaltet, wenn nicht der Sonnenſchein der Liebe Gottes in's Herz hineinſcheint und die Wunderblume herauslockt: Der Menſch lebt nicht vom Brod allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Das Steifen des Menſchen auf ſeine eigene Kraft iſt, mit Verlaub zu ſagen, Bettelſtolz.

„Und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen". Ganz entſprechend der geſchichtlichen Wirkung, die wir nun in einem mehr als achtzehnhundertjährigen Verlauf überſehen können, erhebt Jeſus an unſerer und unzähligen andern Stellen der Schrift den Anſpruch der Einzigkeit: Ich und der Vater ſind eins. Chriſtentum iſt und bleibt darum Glaube an Chriſtus, als den Abglanz der Herrlichkeit des Vaters in den Himmeln, als das Ebenbild ſeines Weſens, oder, wie wir in der letzten Betrachtung es ausdrückten: Glauben an die Menſchwerdung Gottes in Chriſto. „Wenn der Menſch damit den Anfang machen mußte", ſchreibt G. Rümelin (a. a. O. S. 432), „unter dem Einſatz aller Kräfte gegen die feindlichen Elemente und wilden Thiere um ſein Daſein zu ringen und doch den Weg vom Höhlenbewohner, Steineſchleifer und Pfahlbauer bis zu Socrates und Plato ohne die Sendung eines nachhelfenden Gottesſohnes gefunden hatte, ſo konnte es ihm auch an einem innern Leitſtern für die weitern Wegſtrecken nicht mehr fehlen". Und im weſentlichen Einverſtändniß mit dieſer Aeußerung läßt Fr. A. Lange (a. a. S. 550) ſich vernehmen: „Viele dieſer Gläubigen, die ihren Seelenfrieden einem inbrünſtigen Ringen im

Gebet verdanken und mit Christus als mit einer Person geistigen Umgang pflegen, wissen theoretisch recht gut, daß dieselben Gemütsprocesse auch bei völlig andern Glaubenslehren, ja unter den Anhängern gänzlich fremder Religionen sich mit demselben Erfolg und mit derselben Bewährung wiederfinden". Wie befremdlich sind diese Aeußerungen, und doch kommen sie beide von Männern, welche die Gemeinde Jesu Christi noch irgend zu würdigen verstehen. Wenn das aber am grünen Holz geschieht, was will's endlich noch am dürren werden?! Das ist Leugnung der objektiven Wahrheit des Christentums, Auflösung der Religion in einen Gemütsproceß, d. h. in nur subjective Wahrheit, Herabsetzung des Christentums auf die Linie der niederen Religionen, zudem ein Schlag in's Angesicht der Geschichte. In leuchtenden Zügen bestätigt diese die Einzigkeit Jesu Christi als der Centralsonne der Geschichte, und damit die Einzigkeit seiner Gemeinde. Den tiefen und vollen Frieden der Gotteinheit, aus dem Jesus Wonnen trank und Kraft schöpfte für seine Heldenlaufbahn ohne Gleichen als Gottes Lamm und Leue, hat er seiner Gemeinde eingestiftet als den Frieden der Versöhnung. Das geistige Wesen des Sohnes Gottes senkte und senkt sich im Wort in das Herz seiner Gemeinde:

Im Worte ist Jesus nicht nur **mit** seiner Gemeinde und **bei** seiner Gemeinde, sondern auch **in** seiner Gemeinde, wie seine Gemeinde **in ihrem Worte**, im Gebet, allzeit in seinem Herzen ist, und das heißt im allertiefsten Sinn im Namen Jesu beten. Heute am Tage der Pfingsten ist die Gemeinde Jesu Christi dies wunderselige Geheimniß zum ersten Mal inne geworden, und über diesem Wunder der Christwerdung oder Geistwerdung der Gemeinde ertönt das große Halleluja, von dem wir oben geredet, zum zweiten mal, und diesmal über der hochgebauten Stadt Jerusalem.

Sagen wir nun nicht recht, lieben Freunde, daß der Mensch auf den Gottmenschen angelegt ist? Was aber unsere Stelle dem einzelnen Gläubigen zuspricht, soll Gemeingut der Menschheit werden. Der Preis Gottes in allerlei Zungen am ersten Pfingstfest ist ein prophetisches Bild auf das letzte Pfingsten. Wenn die Gemeinde Jesu Christi, welche die Menschheit umfassen wird, zu ihrem Ziele gekommen ist, dann wird im brausenden Unisono das Lob des Vaters durch die Himmel tönen; der Herr und seine Gemeinde, die vollendete Menschheit, werden als Ein Leib den großen Chor bilden, dem solch' Loblied entströmt. Das wird dann das dritte große Halleluja sein! Alles aber, was Odem hat, die Himmel, die Erde, und alle ihre Heere, werden in unerhörter Sphärenharmonie nachtönen: Halleluja! Halleluja!

VIII.

Der Grund des Lebens.

Ev. Joh. 3, 1—15.

Meister, wir wissen, mit diesen Worten beginnt Nikodemus jenes berühmte Nachtgespräch mit Jesus, von dem unser Text erzählt. Damit ist Nikodemus ein Vorbild derer geworden, welche das Wissen oder das denkende, verstandesmäßige Erfassen einer Religionswahrheit für den Anfang und das Wesen der Religion halten. Wie gänzlich irrig und irreleitend dieser heute wieder fast alleinherrschende Standpunkt ist, soll eben unsere Textgeschichte lehren. Vom Wissen hat Nikodemus begonnen und von der Wiedergeburt hat Jesus fortgefahren. Während Nikodemus, der Meister in Israel, das Wesen des neuen Lebens, das Christus bringen wollte, in seinem Geiste im Wesentlichen schon erfaßt zu haben glaubte und mit seinem sicheren Wort: „wir wissen", vor den Herrn tritt, schlägt dieser die ganze Zuversicht des Sprechers zu Boden mit den feierlichen Worten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen!" Das heißt doch zunächst: Lieber Nikodemus! Du sprichst wie ein Blinder von der Farbe, von dem neuen Leben, das mit mir und durch mich in die Welt gekommen ist, bekommt man Kunde nicht durch Hörensagen, auch nicht durch Zeichen und Wunder, sondern einzig durch inneres Erleben. Das Feuer meines Geistes muß zuvor das Herz ergreifen und brennend machen, dann mag Vernunft hernach zusehen, wie sie dies Wunder der neuen Geburt begreifen mag. Wäre unsere Zeit nicht so überklug, so möchte sie das Wort des Heilandes wohl begreiflich, ja vielleicht selbstverständlich finden. Wer je etwas vom Geheimniß der Liebe erfahren hat — und es reden und schreiben ja Alle davon — der weiß, daß sie kommt, wie der Dichter sagt:

Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.

So ergreift sie das Herz und wandelt von da aus den ganzen Menschen um, sein Denken, Fühlen, Wollen nimmt eine neue Richtung und bezieht Alles auf das selige Du, daß in sein Leben eingetreten und es leuchtend und blühend und glückselig macht. Wohl ist zum Anfang dieses neuen Lebens eine Gefühlsschwärmerei und Träumerei der Seele eigen, weil sie, auf einmal mit so viel Glück und Freude überschüttet, dieselben nicht zu fassen vermag; aber wenn die Liebe echt ist, geht dies süße Schwärmen und sanfte Betäubtsein bald vorüber, und es bleibt nur

jener erwärmende und belebende Hauch im Herzen, der dem Leben einen Schwung und eine Kraft verleiht, die vorher unbekannt war. Wir wissen wohl, daß es zur Zeit fast bedenklich ist, von der Liebe, als dem Abbild des Glaubens, in solcher Weise zu reden. Im materialistischen Zeitalter sind nicht die Neigungsehen, sondern die Vernunftehen die Regel, wenn die Leute es nicht vorziehen, außer der Ehe das Geheimniß der Ehe erfahren zu wollen, um ihr Zerrbild zu finden. Gerade diese letztere Erscheinung, gegenwärtig ungeheuer verbreitet, erklärt wie den Ekel am Leben, der um sich frißt wie ein Krebs, so die Abneigung, ja den Haß so Vieler gegen das Christentum. Die Legion unsauberer Geister merkt es instinktmäßig, daß das Christentum heiße, heilige Liebe ist und Gericht über ihren Frevel an Gott und den Menschen. Und nun die Vernunftehe! Sie kommt zu Stande ohne dies Wunder der Liebe, von dem wir gesprochen, nichts wird erfahren von jenen Wonneschauern, die in dem Bekenntniß der Liebe liegen: Du in mir und ich in Dir. Die gegenseitige Achtung, wenn sie vorhanden ist, macht eine ganz angenehme Temperatur des Zusammenlebens möglich, aber es ist und bleibt ein neben einander statt des ineinander. Je und dann hört und liest man die Behauptung, daß die Liebe zur Achtung hinzutrete — es werden aber seltene Fälle bleiben — dann auch, daß die Vernunftehen die glücklichsten Ehen seien. Das wundert uns nicht im „Zeitalter Darwins“ und des Rationalismus. Gesunde Zeitalter, und wir hoffen wieder auf ein solches — werden von dieser Sophistik des armseligen Verstandes, der schlechterdings unfähig ist, das Gebiet der Liebe (und des Glaubens) zu begreifen, nichts wissen wollen, sondern mit feuriger Energie auf das wahre Wesen der Liebe halten:

Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Der Vernunftehe vergleichen wir den Vernunftglauben, den Glauben der „denkenden Verehrer Jesu“. Wie die Vernunftehe von der wahren Ehe nur den Schein hat, so hat der Vernunftglaube in allen seinen Formen, als Rationalismus, Orthodoxismus ꝛc., nur den Schein des Glaubens. Dies kühle, verständige, achtungsvolle, gesetzliche, sagen wir's doch heraus: dies philisterhafte Anerkennen Jesu Christi ohne Herzbewegen als des „Erlösers“, oder auch des „Gottessohns“, oder was sie ihm sonst für Titulaturen zeitgemäß zukommen lassen, kann kein Herz jauchzen machen, noch in's Feuer bringen und den Thatendrang schaffen, der das Vorrecht des religiösen Genius ist — und dessen unsere Zeit bedarf, wenn sie genesen soll. Christentum ist ein Ergriffenwerden des Menschen von dem Geist Jesu Christi zu herzinnigem Verschlungensein, ist Neugeburt aus dem

Wesen des Geistes, ist Blüthe und Krone der Menschheit, wie wir in der letzten Betrachtung sagten: Geburt und Wiedergeburt fordern sich; denn Geistwerdung ist das Ziel der Menschwerdung. Sagt nur nichts von eurem lahmen und siechen Humanismus. Dieser euer „Humanus" sieht ganz aus wie ein Christ, nur fehlt ihm das feurige Herz, der tiefsinnige Geist, das freudige und energische Lebensgefühl, das mit dem Psalmisten sprechen kann: Mit unserm Gott springen wir über die Mauern. Was habt ihr denn mit eurem Vernunftglauben und eurer Humanität zusammt eurem Vetter, dem Orthodoxismus, zu Wege gebracht? Den Pessimismus und die sociale Frage. Wir wollen niedersteigen in euer eigenes Gebiet. Ihr schwört auf Bismarck. Wohlan, was bedeutet er? Jahrzehnte lang habt ihr gesonnen und gedüftelt, gerathet und gethatet um das Neue Deutsche Reich; aber je länger, je mehr seid ihr in die Brüche gekommen, bis am Rand des Abgrundes — an den euch eure Weisheit glücklich gebracht — Gott den Mann erweckt hat, der zu Wege brachte, was ihr nicht konntet und doch wolltet. Wie fasset ihr den Mann? Seit Jahren hören wir, daß ihr sein Wesen in der „Realpolitik" gefunden habt — aber ihr habt gänzlich fehl gegriffen. Der Mann treibt „Ideal-Politik": Die Idee des modernen Staates hat in ihm den Mann gefunden, und mit ihr vermählt ist er der Gewaltige des Erdtheils — und ihr seid, willig und widerwillig, seine Handlanger. Denn was ist Politik in jenem hohen Stil, welche die Geister unter ihr Gesetz zwingt? Ein Ergriffensein des Menschen von der Idee des Volkes und des Vaterlandes, und infolge dessen eine Hingabe an sie bis zum letzten Hauch! Ein kirchliches Blatt hat jüngst Bismarck mit Luthern verglichen. Wir wollen auch vergleichen, aber anders! Denn der religiöse Genius hat ein anderes Lebenscentrum als der politische. Der religiöse Genius unseres Volkes, M. Luther, hat die Wunder des himmlischen und innern Lebens geschaut und erfahren, dagegen blieb er in allen Gebieten des politischen Lebens ein Kind, d. h. er nahm und behielt, ohne zu reflectiren, das Ueberlieferte als das Wahre. Der politische Genius unseres Volks, Bismarck, ist in alle Höhen und Tiefen der Volksseele eingeweiht, weil er deren Offenbarungen empfangen, aber in den Fragen des kirchlichen Lebens hat er, soweit unsere Kunden reichen, einfach das Ueberlieferte aufgenommen. Und weiter! Die Machtentfaltung des politischen Genius wird von allen Religiösen, stärker oder schwächer, je nach dem Maß und der Wärme ihres Gefühls, als ein Druck empfunden. Die nicht religiös empfinden, fühlen natürlich nichts davon und sind, naiver Weise, hoch verwundert, daß Andere anders fühlen. Aber nicht die Frömmigkeit allein empfindet diesen Druck, auch

andere Lebensgebiete, wie z. B. Kunst und Wissenschaft, sind mehr oder minder beengt durch die übermächtige Gewalt, mit der der politische Genius sein Werk thut: Alles zwingt er in seinen Dienst — oder negirt und drückt es. Dies Uebermaß des Anfangs ist eine Art Naturgesetz und wir müssen wohl der politischen Begeisterung dasselbe zu Gute halten, was wir bei der religiösen übersehen. Dawider hilft nichts denn aus dem Wege gehen und sich bücken, bis der erste Ungestüm vorüber ist. Auch Luther hat seiner Zeit auf andere berechtigte Lebensgebiete einen nicht geringen Druck ausgeübt. Hat doch bis in die Gegenwart hinein die überwiegend kirchliche, wir sagen nicht religiöse, Anschauung der Dinge die Oberhand gehabt. Trotz des Klostergesetzes, das noch einmal die ganze Wucht der Staatsomnipotenz entfaltet, möchten wir hoffen, daß die zweite Periode im Anzuge ist. Bismarck selbst hat sie in der berühmten Herrenhausrede signalisirt; sie wird milder, friedlicher und gedeihlicher sein als die erste. Es ist das Vorrecht des Genius, die vorhandenen Parteien als Werkzeuge genial zu gebrauchen und dann wegzuwerfen. Und in diesem Zusammenhang legen wir die Ironie der Geschichte über das ohnmächtige, schwatzhafte, eitle Cliquenwesen in die bekannten Worte:

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan,
Der Mohr kann gehen.

So haben Bismarck zuerst die Conservativen gedient, zur Zeit hat er den Liberalismus in seinen Dienst gepreßt; aber die Verwunderung, welche die erwähnte Herrenhausrede in diesen Kreisen bis zum Staunen erregt hat, ist uns ein Zeichen, daß die Zeit derer vorübergeht, die ihren „politischen" Beruf darin finden, auf die Kirche — die Hüterin der idealen Interessen des Volkes — loszuschlagen.

Diese Auseinandersetzungen mögen Manchen an dieser Stelle wenig passend erscheinen, wir haben sie aber nicht vermeiden wollen, weil es uns darauf ankam, unsern Lesern zum Bewußtsein zu bringen, daß Inspiration, göttliche Initiative, göttliches Thun der Anfang des religiösen wie alles wahren Lebens ist, Hören wir noch Göthe für die andern Gebiete, auf denen er unbestritten Meister ist: „Jede Produktivität höchster Art", schreibt er, „jede bedeutende Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch als ein Werkzeug einer höhern Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen

Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einzelner Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte. — — Versuche es doch einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen läßt. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Anzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Großes hervorgebracht, als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso begabt als jene. Gott ist fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen.“ Göthe spricht so von den großen Geistern, wie aber — werden Viele fragen — soll das von der Christenheit, die doch eine Sammlung Vieler sein soll, gelten können? Christentum, antworten wir, ist Genialität der Liebe. Das Volk, welches das Licht der Welt sein soll und das Salz der Erde, muß, aus dem Geiste geboren, „die gewöhnliche Menschennatur überragen.“ „Alle Körper, Himmelsgewölbe, die Sterne, die Erde und ihre Königreiche“, sagt Pascal, „wiegen nichts gegen den geringsten der Geister: Denn dieser erkennt doch alles Andere und sich selbst, die Körper aber nichts. Alle Körper zusammen, alle Geister zusammen und alle ihre Erzeugnisse wiegen nichts gegen die schwächste Liebes-Regung: diese gehört einem unendlich höhern Reich an“.

Die Geburt aus dem Geiste wird an einer andern Stelle unseres Textes eine Geburt aus Wasser und Geist genannt, und wir loben um dieses Wortes willen unsere christliche Taufe, obwohl der nächste Sinn des Wortes nicht auf sie geht. In der Taufe werden unsere Neugeborenen der Gemeinde Jesu Christi eingeleibt und Glieder jenes Feuer- und Geistesvolks, in das Feuer und Geist des Herrn sich gesenkt. Man kann nicht mit der Gemeinde in Berührung kommen, ohne mit Christus, der in seiner Gemeinde geistet. Darum wiederholen wir das Wort: Die Gemeinde ist Christus. Was aber Weihnacht für Jesus, das Pfingstfest für die Gemeinde Jesu gewesen, das ist die heilige Taufe für unsere Kinder: ihr Verlobungstag mit dem Herrn. Wir können es nicht hindern, wenn diese Worte „Nüchternen“ wie eine großartige Uebertreibung vorkommen. Ist es doch am Tage, wie sehr der Augenschein der Darstellung widerspricht. Nehmen wir z. B. eine gewöhnliche protestantische gottesdienstliche Versammlung! „Wie

gemütlich schlendert man", schreibt Culmann*, „in unsere gottesdienstlichen Versammlungen; da geht Alles ruhig und erbaulich zu, da läuft man keine Gefahr, daß auf einmal das Verborgene unsres Herzens aufgedeckt würde, da ist kein Bewußtsein, daß Gott, wenn auch mittelbar, doch gegenwärtig sei, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, keine Ahnung eines Unerforschlichen . . . Wir exerziren eine Liturgie mit herunter, wir hören eine Predigt an und sagen uns dann auf dem Heimweg, daß wir uns wol erbaut haben. Das ist der durchschnittliche Charakter unserer Gottesdienste und nur Ausnahmen sind es, wenn einzelne aus dem Stumpfsinn des Alltagslebens erwachen ... Unsere Gottesdienste sind so tief gesunken, daß sie nicht einmal mehr gefährlich und unheimlich werden können. In der profansten Stimmung können die Leute ungestört zur Kirche kommen und ungestraft wieder gehen". Es ist viel Wahres in dieser Klage, aber wie können wir's bessern? Erwecken müssen wir wieder die Einsicht, daß der Christ, von oben geboren, ein Wunder Gottes ist, und daß, wer wahrhaftig in Christi Namen reden will, in Christo sein muß. Wie Jesus sich als der Gottmensch bewährte, indem er seine Menschheit allzeit dem Gottesgeist und Gotteswillen offen hielt und zu Dienst stellte, so muß die Gemeinde Jesu Christi thun. Des Menschlichen ist zuviel geworden in der Kirche. Horcht nur hinein in die verschiedenen Richtungen der Zeit, wie sie auch sonst auseinandergehen, darin stimmen sie überein, daß sie sagen: „Meister, wir wissen": Der tiefe Schaden der Kirche liegt einzig darin, daß man sie nicht gehört hat und ihrem Wirken Schwierigkeiten bereitet. „Wahrlich, wahrlich ich sage Dir, es sei denn, daß Jemand von Oben geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen". Wie der Vater in den Himmeln die politischen „Meister Klüglinge" allzumal zu Schanden gemacht und eine Erlösung sandte, von der sie sich nichts träumen ließen, so hoffen wir für die Kirche lediglich auf sein unmittelbarmittelbares Eingreifen. Die Zerfahrenheit ist groß und der Heilkünstler Zahl, die sich an dem kranken Leib versuchen, ist Legion. Wir aber richten unsern Blick oberwärts und sprechen: Herr, wir warten auf Dein Heil!

---

* Die christliche Ethik, S. 243.

IX.

Streiflichter auf die sociale Frage.

Ev. Lucä 16, 19—31.

Vielfach hat man schon den Zustand der Gegenwart mit dem der alten Welt vor ihrer Auflösung verglichen, und man wird nicht leugnen können, daß bedeutsame Analogieen vor Augen liegen. Wir haben das übermäßige Wachsen des Reichtums, wir haben das Proletariat, wir haben den Zerfall der Sitten und der Religion. Wenn diese Worte Fr. A. Lange's (a. a. O. S. 484) wahr sind, und sie sind nur zu wahr, so ist es wohl Zeit, dem Culturbild, das unser Text vor uns aufrollt, ein ernstes Nachdenken zu widmen. Dazu ist, wir wissen es, noch wenig Neigung vorhanden. Die Mehrzahl der beweglicheren Geister unseres Volkes schwärmt noch für den Kampf um das Reich und die Cultur, und die, welche die Kirche als ein Culturelement im Sinne Laskers etwa ansehen, wähnen, daß unser Volk nur der Aufklärung bedürfe, um aller Uebel ledig zu werden und eine neue Aera ungeahnter Glückseligkeit zu erleben. Da wird dann von tausend Zungen die Schule, das Schoßkind der heutigen Menschheit, als das Universal-Heilmittel gepriesen und „Bildung" als das Idol der Menschheit. Wie lange wird es aber dauern, bis die Masse der „Denkenden" auch diesen Fetisch wegwerfen wird? Bekanntlich geht es allen Fetischen so, daß sie, als vermeintliche Nothhelfer auf den Schild gehoben, wieder verworfen werden, wenn die Gewißheit, daß sie nicht helfen können, in die Augen springt. Und daß die Schule, wie hoch wir immer ihre Mithilfe anschlagen mögen, trotz Herrn Virchow, den man mit Fug den Typus der heutigen Culturseligkeit nennen kann, nicht helfen wird, wer zweifelt noch daran, der die Menschen, die Menschheit und ihre Geschichte wirklich kennt? Aber auch der kirchliche Constitutionalismus wird nicht helfen. Wenn man nämlich denen glauben dürfte, die gegenwärtig in kirchlichen Dingen am lautesten sich vernehmen lassen, den Protestanten-Vereinsmännern etwa und ihren vielen Geistesverwandten, so bestände die eigentliche Noth der Kirche und unsres Volks wesentlich in einem — Kleidermangel. Seit 1848 ist die Zunft der kirchlichen Kleiderkünstler nicht so in Blüthe gewesen wie heute, und selten hat man im „Volk der Denker" so dem Grundsatz gehuldigt: Kleider machen Leute. Die Aermsten! sie arbeiten nur — für den Kleiderschrank; denn wie genial auch zugeschnitten und fein gearbeitet die Kleider sind: Der Patient, am Herzen krank, hat nicht Lust, eine neue Kleidermode mit-

zumachen. Zwar hat er sie, freundschaftlicher und zudringlicher Nöthigung nachgebend, angezogen, aber sie hängen ihm nur an dem schlaffen Leib, und fast möchte man nach den alten Kleidern schreien, die paßten doch wenigstens auf den — kranken — Leib. „Wenn ein Neues werden und das Alte vergehen soll, müssen sich zwei große Dinge vereinigen: eine weltentflammende ethische Idee und eine sociale Leistung, welche mächtig genug ist, die niedergedrückten Massen um eine große Stufe emporzuheben. Mit dem nüchternen Verstande, mit künstlichen Systemen wird dies nicht geschaffen. Den Sieg über den zersplitternden Egoismus und die ertödtende Kälte der Herzen wird nur ein großes Ideal erringen, welches wie ein „Fremdling aus der andern Welt" unter die erstaunten Völker tritt und mit der Forderung des Unmöglichen die Wirklichkeit aus den Angeln reißt". So unser vielfacher Gewährsmann F. A. Lange (S. 556 f.). Wir konstatiren zunächst unsere Zustimmung zu der Diagnose der Krankheit: der zersplitternde Egoismus und die ertödtende Kälte der Herzen sind die richtigen Krankheitssymptome, und wir werden darauf hinweisen dürfen, daß der Heiland im Evangelium vom reichen Mann und dem armen Lazarus einen Volkszustand beschreibt, der sich immer wiederholt, wenn eine alte Kultur in der Auflösung begriffen ist und die neue noch im ersten Werden sich befindet. Daß diese Erscheinung auch das Ende eines Volkes, wie bei den Juden, einleiten kann, versteht sich von selbst. So einig wir nun mit Lange im Urtheil über die Krankheitserscheinungen an unserm Volkskörper sind, über das Mittel zur Heilung denken wir etwas verschieden. Zwar hat es unsere freudigste Zustimmung, daß „nur die Forderung des Unmöglichen die Wirklichkeit aus ihren Angeln reißen kann". Wir haben es in den letzten Jahrzehnten häufiger erleben müssen, daß Männer wie Strauß und Renan, die Urbilder des heutigen Culturphilistertums, die großartige Schönheit und Erhabenheit unserer christlichen Moral bemängeln und verkleinern durften unter dem Beifall der „Gebildeten!" Die „Götter Griechenlands" und die „hellenische" Sittlichkeit mit ihrer (sinnlichen) „Harmonie" sind eben auch für den Epikuräismus der Culturmenschen eine bequemere Bildungsgrundlage als das Christentum mit seiner Forderung eines „herben" Bruches mit der Natur, d. h. der Wiedergeburt und seinen „unmöglichen" ethischen Geboten. Renan hat in diesem Sinne die christliche Moral „exaltirt" genannt und Strauß hat zugestimmt. Wir verstehen! jener überfliegende Idealismus Jesu und seiner Jünger war und ist eine peinliche und beschämende Anklage gegen den heutigen gottverlassenen Culturismus und seine Weltseligkeit.

Aristokratisch und in der Wurzel selbstsüchtig, haben diese Philister der Aufklärung dem Zeuge Israels Hohn sprechen dürfen — und doch muß Alles, was hoch und edel ist in der Welt, dem treibenden Geiste der christlichen Sittlichkeit huldigend Zeugniß geben, den wir mit den Worten eines Liedes bezeichnen mögen, das in schöpferischer, mächtig erregter Zeit unsres Volkes gedichtet worden ist:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Diesen Ton mögen freilich die Herren Kulturisten aller Zeiten mit dem reichen Mann im Evangelium nicht hören: ihr Ideal heißt Selbstherrlichkeit. Die Seele des Christentums ist die Liebe, welche nicht das Ihre sucht, die Seele des Culturismus ist die Selbstsucht. Wie die Liebe zum Selbstopfer stets bereit ist und es täglich vollzieht, so ist die Selbstsucht allezeit auf das Opfer der Andern aus, um sich zu erhalten, resp. zu heben. Alle und Alles macht der Egoismus zum Schemel seiner Herrlichkeit, in allen Lebensverhältnissen und in allen Dienstleistungen sucht und findet er nur sich. Mit der Armut, die ihn immer „beläftigt", findet er sich vielleicht durch ein Almosen ab, das ihm nicht wehe thut — oder aber er philosophirt und schreibt über Selbsthilfe. Das eigene Interesse ist der treibende Geist für das Handeln der Mehrzahl im neunzehnten Jahrhundert, damit haben wir schon ausgesprochen, daß diese Mehrzahl widerchristlich ist. Wie groß auch die Zahl optimistischer Widersprecher sein mag und wie laut und warm ihr Widerspruch: die sociale Frage ist das unerbittliche Zeugniß wider den Geist der Zeit. Der berühmte Nationalökonom Roscher hat jüngst den Gegnern des Socialismus unter ausdrücklicher Betonung der viel verläugneten Wahrheit, daß eine echte und allgemein verbreitete Religiosität uns vor jeder unerträglichen Ausartung der bestehenden Wirthschaftsverhältnisse bewahrt haben würde, die Frage in's Gewissen geschoben: ob sie selbst, in hoffnungsloser Armut und Niedrigkeit lebend, noch Gegner des Socialismus bleiben würden. Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: sie würden mit fliegenden Fahnen in's Lager desselben übergehen; denn sie suchen ja nur ihr Interesse. Wie die Liebe der Liebe ruft, so das Interesse dem Interesse.

„Gegenwärtig ist die Sorge für den Arbeiterstand und die Lösung der sogenannten socialen Frage wichtiger als alle politischen Streitigkeiten. Im Vergleich hiemit ist all' unser Hin- und Herreden über Verfassungsformen eitel Kannegießerei. Hier liegen die großen Aufgaben für unsere Staatsmänner und Gesetzgeber, und so lange diese nicht mit allem

Ernst in Angriff genommen werden, haben wir kein Recht... von dem viel gerühmten Rechtsstaat als von einer Wirklichkeit zu sprechen". Wer, der nicht an selbstverschuldeter innerer Blendung leidet, vermag diesen Worten von Thiersch* zu widersprechen? Aber woher soll die Hilfe kommen in dem Krieg, in welchem der Egoismus wider den Egoismus steht? Lasalle und Marx, Schultze-Delitsch und Rodbertus, von der Goltz und R. Meyer, Stein und Schäffle, und wie viele sonst noch! haben an dieser großen Frage des Jahrhunderts gearbeitet und ihre Kräfte versucht, aber Wort und That der Lösung nicht gefunden. Natürlich! denn sie ist in erster Reihe eine Frage des Herzens und nicht des Kopfes. Daher von der einen Seite die Appellation an die Leidenschaften, welche die Frage so vergiftet hat. Und doch kann hier die Leidenschaft allein Wandel schaffen. Wir meinen Deine Leidenschaft, die Liebe, Du Feuer- und Geistesvolk, das, an Pfingsten geboren, das Bild des Heilandes, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, als des Wohlthäters des menschlichen Geschlechts der Menschheit einprägte!

Wird das Wunder der Liebe, das allein uns retten kann, unsrer gährenden Epoche versagt bleiben? Die „ungebildeten" Zwölfe** — „der heiligen zwölf Boten Zahl" — gingen in Kraft ihres Herrn aus und besiegten die Riesen der römischen Macht, der griechischen Aufklärung und der jüdischen Werkgerechtigkeit. Ingleichen löschten sie den Haß aus, der das Verhältniß von Arm und Reich, von Griechen und Juden verpestete, und säeten dafür den Samen evangelischer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Herzen, der allmälig aufging und die Welt verjüngte. Dürfen wir aus der Vergangenheit nicht Bürgschaft nehmen für die Zukunft? Wir wollen es thun; denn so ernst wir die Krisis ansehen, wir haben unversiegliche Hoffnung im Herzen.

Doch unser Textwort weist noch nach einer andern Seite, die uns wiederum Thiersch (a. a. O. S. 146) beleuchten mag: „Verhängnißvolle Verblendung unserer Socialisten und Arbeitervereine, die von ihren Genossenschaften die christlichen Grundsätze fern halten und sich in den Dienst der menschenfeindlichen Mächte des Unglaubens stellen! Solche unglückliche Verblendete, die Widersacher der christlichen Wahrheit, sind in

* Ueber den christlichen Staat. Basel 1875. S. 118.

** Im Uebermut der Verstandesaufklärung hat Carl Vogt, annoch hochberühmter Culturkämpfer und weiland Reiseprediger des Materialismus und darum gefeiertster Liebling der Bourgeoisie, in infernalem Hohn einen recht engen Schädel, den er irgendwo aufgefunden, Apostelschädel genannt.

einem Geisteszustand ähnlich der Wasserscheu, wo der Kranke in seiner Fieberglut das Element, das allein ihn erquicken könnte, zurückstößt. Nur unter einem christlichen Volke und in einem christlichen Staate ist Abhilfe für die Leiden des vierten Standes zu hoffen. Wo kann eine Lehre gefunden werden, die erschütternder und schrecklicher für die selbstsüchtigen Reichen, und tröstlicher und hilfreicher für die Unterdrückten wäre, als die Lehre Christi, die den unbarmherzigen Prasser an den Ort der Qual verweist und den armen Lazarus im Schoße Abrahams erquickt werden läßt!" und, setzen wir hinzu, mit ihrem innern, süßen Trösten dem Lazarus immer gegenwärtig ist, wie sie andrerseits dem reichen Prasser und hartherzigen „Scharrnhansen", mit Luther zu reden, zu innerer Pein sich je und je bezeugt!

X.

Gottes Zeit ist alle Zeit.

Ev. Lucä 14, 16—24.

„Ein Abendmahl ist kein bloßes Zuschauen, sondern ein Genuß, ein Essen und Trinken. Weil nun nichts Höheres, Kostbareres, Vollkommeneres und Süßeres ist als Gott, und auch unsere Seele, die zum Genusse Gottes erschaffen ist, der Erfahrung gemäß mit nichts Anderem beständig vorlieb nimmt und mit nichts Anderem völlig gesättigt werden kann, als mit Gott, so ist aus diesem klar, daß dieses große Abendmahl der ewige Genuß Gottes, des höchsten unaussprechlichen und vollkommensten Gutes sei, der die Quelle alles dessen ist, was schön, reizend, lieblich, erquicklich und angenehm auf der Welt ist; nämlich das unbekannte Wesen, das alle Menschen in den Geschöpfen suchen und nicht finden, ungeachtet die Strahlen Gottes als ein schwacher Schimmer aus denselben hervorleuchten. Paulus entdeckt uns Eph. 1, 23 eben diese großen Anstalten Gottes, nämlich daß Gott sich vorgesetzt habe, in gewissen Ordnungen Alles in Allem zu erfüllen und den Menschen zu einer Behausung Gottes im Geist zu machen, Eph. 2, 22, darinnen er sich offenbaren, mittheilen, dieselbe als die lebendige Quelle erfüllen und zum ewigen Genusse sich ihm mittheilen will". Diese im echten Sinne des Worts geistvollen Worte eines tiefsinnigen Schriftforschers, des Philipp Matthäus

Hahn, können uns erklären, warum der Heiland im Evangelium das Himmelreich auf Erden, die Gemeinschaft der christlichen Kirche, mit einem großen Abendmahl vergleicht. Man hört so häufig die Rede, das Christentum bestehe wesentlich in der christlichen Moral. Daß dies auch leidlich verständige Leute sagen, beweist nur, wie verworren gegenwärtig das Denken über religiöse Dinge ist. Unsere gesunden, glaubensfreudigen, gemütreichen und doch thatkräftigen Väter haben einen heißen Streit gestritten um die Reinerhaltung ihres Augapfels: der Lehre vom Glauben. Sie nannten diesen Artikel den, mit dem die Kirche steht und fällt, weil sie wußten: das Christentum, auf den Glauben an Christum gestellt, macht gottesfreudige, herzgesunde Christen; das Christentum, auf die Werke (Moral oder Liebe) gestellt, macht werkgerechte Schwächlinge. Das Christentum hat **zuerst** und **zunächst** mit der Moral lediglich nichts zu thun. Christ sein, heißt: Essen und trinken und fröhlich sein an der reich besetzten Tafel unsres Gottes, der uns voll einschenkt, oder, wie es der Apostel ausdrückt: Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Lebenschöpfen, Freudeschöpfen, Jauchzen in überschwenglichem Lebensgefühl, das ist Christentum, oder: Himmel und Erde in seligem Einssein verschlungen, Mensch und Gott im tiefsten Grunde geeint, Ewigkeitsgefühl mitten in der Zeitlichkeit nach den Worten des deutschen Philosophen Jacob Böhme:

Wem Zeit wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Wir lasen jüngst in einem kirchlichen Blatt eine Wahlpredigt, in welcher der Prediger ausführt, das Christentum bestehe in der Nachfolge Christi. „Nachfolge Christi". Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! Muß denn nicht, wer Christo nachfolgen will, in Christo sein resp. im Vater sein, wie Er im Vater gewesen ist? Wer den Himmel im Herzen trägt und täglich in des Vaters Schoß ist, wer im Anschauen des Ewiggeliebten, weil Ewigliebenden täglich froh wird, wem, wie dem Erzvater träumte, die Mahanaim (Engelheere) als dem geliebten Sohn des Vaters sich zu Dienst stellen, der ist im Stande, in der Nachfolge Jesu zu gehen. Sie haben ihr Christentum aus seinem Wunderboden entwurzelt und es — in leichtes Erdreich verpflanzt. Da kann es nicht mehr in die Tiefen Gottes wurzeln und wachsen und ist ein gar dürr' Ding geworden ohne Saft und Kraft. Bekennen! rufen sie von rechts her. Anschauen, liebes Herz, und der Andacht pflegen in der allertiefsten

Stille, Lebens- und Liebesverkehr halten wie zwischen Mutter und Kind, allerseligstes Vergessen Deiner selbst und der ganzen Welt — dann gehe hin und bekenne! Aber wie wird das gehen? Bekennen, was man nicht bekennen kann? Denn das Herz ist so voll und die Sprache so dürftig, wie der Dichter sagt:

Die höchste Lust hat keine Lieder,
Das tiefste Lied hat keinen Ton!

Soll etwa die klapperdürre Formel das Wunder der Zeiten und der Ewigkeiten einfangen?! Sei lieber stille mit Deiner Formel und freue Dich Deines Lebens. Dein Auge, das, wie weiland das des Mose, des Himmels Glanz wiederspiegelt und die Klarheit Jesu Christi auf Deinem Antlitz erglänzen läßt, Dein Fröhlichsein und Lachen im Geist, Dein ansteckendes Glück predigt allein und wirksam genug. Vermitteln, Maß halten! ruft die Mitte. Lieber Bruder! laß sie doch erst schöpfen und trinken und sich erquicken und fröhlich werden und fahre nicht täppisch dazwischen, wenn sie Wonnen getrunken haben und Deine Nüchternheit und — Klugheit beleidigen. Das Christentum Christi! rufen die Linken. Allerfürtrefflichst, liebe Herren! Wer es nur erst hätte. Ihr habt es doch nicht mit eurem kühlen, nüchternen, vernünftelnden und matten Wesen, das keinen lebendigen Menschen zu ergreifen vermag? die ihr die Kirchen leer „predigt" und warme Gemüter erkältet bis in des Herzens Grund hinein? Das Christentum Christi ist lodernde Flamme, hauendes Schwert, verzehrendes Feuer und allerlieblichstes Wesen zumal. Die Hand auf's Herz! Habt ihr dieses Christentum? Wer Worte Christi in den Mund nimmt, redet noch nicht Christi Wort, nur Christi Geist vermag Christi Wort zu reden.

Zorn ergreift uns, wenn wir zusehen müssen, wie Unberufene allerwärts mit ihrem Namen- und Formel- und Moralchristentum die tiefern Gemüter abstoßen und in den Pessimismus treiben. Des Menschen Herz dürstet nach Freude und Ewigkeit, und beide bringt ihm Christus allein, darum wird Tertullian ewig Recht behalten mit seinem bekannten und doch so wenig gewürdigten Wort: „O, du Menschen-Seele, die du von Natur eine Christin bist!"

Aber wie mögen wir mit diesem unserm Wort bestehen angesichts der Kirchenscheu der Gegenwart, wie angesichts unseres evangelischen Textes? das gerade Gegentheil unserer Ausführung scheint damals wie heute zutreffend zu sein. „Ich bitte Dich, entschuldige mich", tönt's uns Einladenden in peinlichem Unisono entgegen wie dem großen Boten unsres Gottes und seinen Aposteln. Wir glauben aber doch an einen wesentlichen

Unterschied von damals und heute, obwohl uns recht wohl bewußt ist, daß der natürliche Mensch aller Orten und aller Zeiten nichts vom Geiste Gottes vernimmt.

Wenn wir die Gruppen der bloßen rohen Sinnenmenschen für diesmal bei Seite lassen, so findet die Ablehnung einer entschiedenen Zuwendung zur Kirche, als der Gemeinschaft des Heils, vornehmlich in zwei Richtungen zur Zeit ihren Ausdruck. Zunächst treten uns die passionirten Politiker entgegen. „Die Majestät" des Reichs, des Gesetzes hat ihr Herz hingenommen und ihr Denken gefangen und sie rufen uns in allen Tonarten zu: Eins ist Noth! Wir müssen den deutschen Staat auf- und ausbauen und ihn mit feuriger Wehr wider seine Widersacher umstellen. Erlaubt ihr, liebe Herren, daß wir, Jünger Jesu im Geist und in der Wahrheit und dabei wärmste Patrioten, auch mit von der Partie sind? Denn ihr vermöget einmal nicht, was ihr euch zur Aufgabe gestellt, eure Kraft ist zu klein. Wir denken, der Träger des deutschen Reiches müsse das deutsche Gemüt sein. Dies hat aber in seiner tiefsten Tiefe den Gottes Grund. Die Väter von 1813 haben sich besser auf den Menschen verstanden, als sie allem Volk und besonders ihren Mannen, die zu Felde liegen mußten, die Losung gaben: Mit Gott für König und Vaterland. In diesem Zeichen haben sie gesiegt. Die deutsche Kirche, das Kleinod des deutschen Staats! werdet ihr das nicht sagen, so werdet ihr den neuen Tag, in dessen Anbruch ihr steht, doch nicht sehen. Wir glauben mit Professor Grau an eine Zukunft des deutschen Staates zum Heil vieler Völker, und darum hoffen wir auf eine schönere Zukunft der deutschen Kirche. Das schwermütige, tief- und hochsinnige, träumerische, in der Wurzel kosmopolitische deutsche Gemüt kann, wofern es noch gesund ist, nicht auf die Dauer ein lediglich diesseitiges Ziel — den Staat — mit seiner Liebe umfassen, noch auch ein so begrenztes Ideal — den deutschen Staat — auf die Dauer allein festhalten. Das deutsche Volk war und ist im eminenten Sinne des Worts ein Missionsvolk, und der schönste Edelstein in seinem Diadem ist die Kirche. Mag darum heute noch der überreizte Nationalismus — der immer eine heidnische Wurzel hat — gerade gegen die Seele der Kirche, wir meinen das innerliche, Gott zugewandte, mystische, in allen Confessionen sich findende, im Pietismus, wie auch theilweise in den katholischen Orden heimische Christentum, sich besonders ingrimmig zeigen, das Volk des Gemüts wird seine Eigenart wiederfinden und den Nationalismus, den Schmuck des deutschen Geistes, im Glauben und im Staat wieder an seinen Ort weisen: er kann nur die zweite Stelle einnehmen, wenn das Volk gesund ist. Die

Verbindung von Mystik und Rationalismus, von Herz und Kopf, ist die lebendige Quelle wie der gesunden Religiosität, so jeder fruchtbaren Schöpfung in allen Gebieten. Die Mystik ist die Meisterin und Führerin, der Rationalismus der Begleiter und Ordner. Das große Herz ist höheren Ranges und mächtiger als der große Geist. Die einseitige Frömmigkeit weset in der Mystik allein, die rationale Frömmigkeit verrückt die Ordnung und ist darum confuse; sie sagt: Kopf und Herz, die Staats-Frömmigkeit meint etwa mit Voltaire: wenn Gott nicht wäre, so müßte man ihn erfinden. Sie macht mit ihrem Verstande der Religion ein Kompliment als der unentbehrlichen, weil Alles tragenden. „Der Staat, das gesetzlich organisirte Volk", schreibt Kahnis (der innere Gang des deutschen Protestantismus 2. Theil, S. 293), „muß doch wollen, daß seine Gesetze gehalten werden. Sollen sie gehalten werden, so muß der Staat in den Ehen die Gesinnung fordern, welche sie unauflöslich macht; in den Schulen Unterweisung in den Tugenden, welche das bürgerliche Leben bedingen; in den Soldaten den Mut, welcher den Tod für's Vaterland nicht scheut; in den Kammermitgliedern die Bildung und Gesinnung, ohne welche man das Wohl des Staates nicht berathen kann. Wer aber die Wirkungen will, muß auch die Ursachen wollen. Wer diese Sittlichkeit will, muß auch den Quell dieser Sittlichkeit wollen. Das aber ist der Glaube: Der Staat, welcher die Kirche zerstört, zerstört sich selbst".

Den staats- und reichsseligen Geistern der Nation, welche heute den Ruf zur Kirche großen Theils mit vornehmem Lächeln abweisen, mag an dieser Stelle ein Fürst unter den Fürsten, der auch von ihnen viel bewunderte Friedrich der Große, vor das innere Auge geführt werden.

Wie unglücklich ging dieser große Genius durch die Zeit und aus der Zeit. Es ergreift mit Wehmut, wenn man in dem Testament des großen Königs die Worte liest: „Ich gebe gern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen zurück". Weil Friedrich II. für sein Gemüt weder im damaligen deutschen Glauben noch in der deutschen Wissenschaft Nahrung fand, darum mußte das goldene Herz verarmen und verkümmern.

Wie ganz anders mutet das Testament Friedrich Wilhelm III. an mit seinem: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!" Wie jener greise Seher im Evangelium, den Kranz unverwelklichen Lebens um's Haupt gewunden, aus der Zeit ging, so scheidet der königliche Greis aus dem Leben; denn seine Augen haben das Heil Gottes geschaut!

Gottes Zeit ist alle Zeit! Während die unermeßliche Mehrzahl der Beamten des Staates in eisiger Gleichgiltigkeit sich fern von der Kirche hält, die

Bourgeoisie, der zeitweilig von Reichskanzlers Gnaden etwelche Macht gegeben ist, die Kirche höhnt und schlägt, soviel sie vermag, und Freudenfeuer anzündet, freilich nur von Papier, daß sie nun „außerhalb des Schattens der Kirche" leben und sterben kann, die Socialdemokratie endlich in glühendem Fanatismus die Kirche schilt und stößt, hält der Bürger- und Bauernstand in seiner Mehrzahl, der deutsche Adel in einer respectabeln Minderzahl sich, wenn auch nicht eben feurig, zur Kirche. Aber auf den Höhen unsres Staates stehen die großen Menschen der Zeit mit unumwundenstem Bekenntniß zur Wahrheit der Kirche und ihrem Leben. In den großen entscheidenden Zeiten, die hinter uns liegen, haben die Helden, welche das Alte zertrümmerten und Neues schufen, Kaiser Wilhelm und seine Helfer, Bismarck, Moltke, Roon, die einer Welt in's Angesicht widerstehen mußten, nur in Gott die Kraft dazu finden können. Ihre Seele hat in dunkeln Stunden der Anfechtung, die bei dem großen Werke nicht ausbleiben konnten, mit dem großen deutschen Helden Martin Luther das Verzagen an der eigenen Kraft gelernt und damit heilige Stärke angezogen:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.

Das ist das Geheimniß wahrer Größe, das verborgen ist dem oberflächlichen Sinn: die Seele des echten Muts ist die Demut.

Wird das Beispiel der Großen unsres Volks und unsrer Zeit Eindruck auf die Zeitgenossen machen? Wir zweifeln nicht daran, wenn auch der eingewurzelte Aberglaube, der die ganze Bildungswelt beherrscht und bezaubert und sich in dem Dogma einen Ausdruck gegeben: Bildung macht frei, nur nach großen Kämpfen und schwersten Erfahrungen, welche der Socialismus und der Rationalismus bringen werden, weichen dürfte.

Damit haben wir die zweite große Schicht unsres Volkes vor uns, welche den Ruf zur Kirche, als der Gemeinschaft des Heils, verächtlich von sich weist. Zu den Staats- und Reichsseligen kommen die Bildungsseligen; wir haben sie in unsrer vorletzten Nummer schon gestreift. Hören wir in die heutigen Lehrerversammlungen hinein, von der Elementarschule durch alle Stufen hindurch bis zur Hochschule, überall wird das Lob der Bildung gesungen mit einem hämischen Seitenblick, wenn nicht mehr, auf die culturfeindliche Kirche und ihre Diener, die Pfaffen. Es ist wahr, daß die Kirche an dieser Entfremdung des „gebildeten" Theils der Nation ihre Mitschuld hat. Man hat es vergessen, daß die

Boten Jesu zu einem „großen Abendmahl", zu einer „Hochzeit" rufen sollten, und es schien fast, als ob die Gäste nicht die reichen Gerichte, sondern die Geräthe und Gefäße, in welchen die kostbaren Speisen und Getränke enthalten waren, essen sollten. Auch hatten übereifrige resp. übergesetzliche, buchstäbische Boten, die zugleich über Tische dienen mußten, vergessen, daß der Geschmack verschieden ist, und hatten die Gäste, die gekommen waren, gedrängt, von jeder Schüssel zu essen, auch wenn sie nicht nach ihrem Geschmack war. Dies Alles und noch mehr geben wir bereitwillig, ja freudig zu; denn Selbsterkenntniß ist der Anfang jeglicher Besserung. Aber die verbissene Feindschaft, welche die Kirche heute in den Lehrerkreisen aller Stufen findet, gilt nicht der Form, sie gilt dem Inhalt des Evangeliums. Der Kern der Gegnerschaft ist die Selbstherrlichkeit.

Wir haben uns darum längst auf die religionslose Schule, als Uebergangsstadium, gefaßt gemacht und würden sie als eine erwünschte Gabe hinnehmen im Vergleich mit der confessionslosen Schule, die wir als schlechthin unerträglich bezeichnen müssen. Wer Religion nicht hat, sollte sie auch nicht lehren müssen. Gerne geben wir zu, daß das auch bei vielen, vielen Pfarrern zutreffen mag. Wir können deshalb den so grell drohenden Mangel an Geistlichen nicht so tief beklagen. Wem die religiöse Genialität gebricht, der sollte nicht Geistlicher werden wollen. Die Kirche, auf sich selber gestellt, würde nicht eine Stunde ohne die ihr nothwendigen Organe sein. Gesetzt aber auch, es träte für eine Zeit ein drückender Mangel ein: man würde die vielverlästerte Kirche eher wieder würdigen lernen, wenn man sie eine Zeit lang entbehren müßte. Wahrlich, sie wird wieder einmal die Liebe und Wonne unsres Volkes werden, so gewiß dasselbe noch eine Zukunft hat.

Wir kennen eine schöne Zahl tiefreligiöser Lehrer aller Stufen, diese würden, auch ohne mit dem religiösen Unterricht betraut zu sein, die Blüthe ihres Lebens, den Glauben an Christus, den Schülern mittheilen:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Aber den schauerlichen, langweiligen, Herz ausdörrenden Staats-Religions-Unterricht, den etwa unsre heutigen Staats-Heiligen im Sinne haben, mit dem ersten Gebot: „Der deutsche Staat ist das Erste und Höchste, der Inbegriff aller Vollkommenheiten", würden wir als den Gipfel einer „schicksalvollen" Selbstberäucherung erklären und verabscheuen.

Der berühmte Freiherr von Münchhausen erzählte bekanntlich seinen Gläubigen die höchst ergötzliche Geschichte, wie er einst, mit seinem Pferde in einen Sumpf gerathen, sich zusammt dem Pferde an seinen Haaren aus

dem Sumpf herausgezogen habe. Ob er viele Gläubige gefunden? Thatsache ist, daß die, zeug der Weltgeschichte, schwindelhafte Behauptung, daß ein Volk sich durch seine Kraft und Weisheit und Bildung selbst erlösen könne, eine ungezählte Schaar von Gläubigen hat. So mag Münchhausen ihr Schutzpatron sein.

Die Schule aller Stufen mißachtet angeblich im Namen der Wissenschaft die Kirche mit ihren „bitteren Pillen", den Dogmen. Ihr zur Seite treten die Männer der Kunst. Wir haben in diesen Tagen eine Stimme aus diesen Kreisen gehört, deren Behauptung dahin ging, daß die Kunst in allen ihren Theilen sich von den bestehenden Kirchen emancipirt habe. Wir wußten das längst. Weil aber die Kunst doch einen Herrn haben muß, so hat sie, dem Schönsten der Menschenkinder entfremdet, dem vergänglichen Menschheitsideal (dem Sinnlichen) sich hingegeben, d. h. sie hat ein Ideal gewählt, daß kein Ideal sein kann, und ist darum in Verfall gerathen. Der Dritte im Bunde, die Industrie mit dem Handel, ist augenblicklich ein wenig kleinlaut geworden, es fehlt ihr aber nur eine günstige Conjunktur, um mit vollen Backen in das Lob der von Gott emancipirten Cultur einzustimmen. Sie hat alle Ursache, sich zu fühlen. „In der That", schreibt wiederum Kahnis (a. a. O. S. 306 ff.), „vollbringt unsre Zeit Erstaunliches auf diesem Gebiet — hat Sophokles in dem berühmten Chor seiner Antigone den Menschen der Wunder größtes genannt, weil er Alles seiner Herrschaft unterthänig machen könne: welchen Chor müßte ein Sophokles unsrer Tage dichten, wenn er würdig schildern wollte, wie die menschliche Kunst durch die Alpen ihre Straßen gezogen hat, die Landenge von Suez gesprengt, durch die Luft sich Flügel geschaffen, die bis zu den höchsten Bergeshöhen aufgedrungen sind, durch den Ocean Telegraphen-Drähte gelegt und ihren Geschossen eine furchtbare Tragweite gegeben hat. Kein Wunder, daß der moderne Mensch mit einem prometheischen Titanentrotz zu dem Alten der Tage aufblickt. An die Stelle der Gestalten des christlichen Glaubens, welche einst Brücken, Straßen und Plätze bedeckten, sind jetzt die Bildsäulen großer Männer getreten, in denen der Menschengeist sich selbst verehrt. Was Industrie und Kunst aus der Schöpfung zu machen verstehen, das zeigen die großen Weltausstellungen, zu denen man dermalen wallfahrtet, wie einst zum heiligen Land". Doch ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eine neuerliche Stimme plädirt angesichts des Gesammtstandes der gegenwärtigen Bildung für das hochnothwendige Auftreten eines neuen Sokrates. Dieser wunderbare Mann, den ein gutmütiger Schalk wieder erwecken möchte, erklärte bekanntlich für den Anfang und Inbegriff der Weisheit das Wort:

Ich weiß, daß ich nichts weiß. Wir unsrerseits wären es herzlich zufrieden, wenn Sokrates redivivus den überklugen, Alles wissenden, dünkelvollen Systemreitern von Büchner, dem bekannten „Kraft- und Stoff"-Menschen, an bis zum letzten „kirchlichen" Dogmatisten die bescheidene sokratische Weisheit beibrächte, sei's auch untermischt mit dem Faust'schen Stoßseufzer:

Es thut mir schier das Herz verbrennen,
Daß wir so wenig wissen können.

Ein Tröpflein Liebe ist besser, denn ein Meer von Wissen, so wiederholen wir den Bildungsseligen gegenüber, die angesichts des Socialismus und des Pessimismus ihren Bankerott erklären müßten — wenn nicht ihre Augen noch gehalten wären von dem Zauber, von dem wir oben gesprochen. Darum wollen wir ihnen noch, wie oben den Staatsseligen, einen Spiegel vorhalten in keinem Geringern, als dem Altmeister klassischer deutscher Bildung auf antikem Untergrund, dem herrlichen deutschen Genius Göthe. Auch sein Gemüt hat nicht gefunden, was den Menschen wahrhaft glücklich macht, darum drehte sich auch, mit Martensen zu reden, sein Leben um die beiden Pole der bloß irdischen Glückseligkeit und der — Resignation! „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist's nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer gehoben sein wollte". So spricht ein Fürst unter den Geistern der Nation in ergreifender Wahrheit. Wollen die Geister unsres Volks, in eine so viel reichere Zeit des Gemüts gestellt, sich selbst verurtheilen ihm nachzuklagen, statt mit Gottesfreudigkeit, der wahren Lebensfreudigkeit, sich zu erfüllen?

Gottes Zeit ist alle Zeit! Seit die Sonne der Gemüter und Geister, Jesus Christus, am Himmel der Geschichte steht, hat es niemals an Menschen gefehlt, die in ihm Leben und volles Genüge gefunden haben. Auch heute hat er ein nicht kleines Volk unter uns. Daß aber unser ganzes Volksleben sich mit seinem Leben durchdringen lasse, muß aller echten Patrioten innigstes Anliegen sein. Auf denn! du freudenreiches Volk Gottes, an deine Arbeit, die dir der Herr im Evangelium stellt: Nöthige sie hereinzukommen!

XI.

Schaue die Güte und den Ernst Gottes.

Röm. 11, 22.

Der zehnte Sonntag nach Trinitatis gehört von Uralters her der Betrachtung der Zerstörung von Jerusalem. Die Kirche hat den Niedergang und das tragische Ende eines hochbegabten Volks, des Religions-Volks der alten Geschichte, für so bedeutsam gehalten, daß sie für alle Zeiten das Gedächtniß derselben lebendig erhalten will. Die Geschichte des jüdischen Volkes soll nach der treuen Meinung der Kirche dem christlichen Volk als Spiegelbild der eigenen Geschichte resp. des Führens Gottes vorgehalten werden. Das Steifen auf seine Prärogative, die Herzenshärtigkeit, die, in vermeintlicher Gerechtigkeit prangend, die Herzensumkehr verweigerte und die göttliche Gnade auf Mutwillen zog, die Verblendung, die bei innerer Rohheit und sittlicher Verwilderung den Wahn, das Gottesvolk zu sein, krampfhaft fest hielt, ist dem Volke der Juden zu tiefstem Fall gerathen. „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern", muß verwunderungsvoll ausrufen, wer das Einst und Jetzt dieses Volkes in tiefer Seele erwägt. Das Gericht aber, das über das Volk der Juden ergangen ist, wird auch die christlichen Völker nicht verschonen, welche, ihre höhere Mission vergessend, Träger des christlichen Geistes zu sein, vielmehr im Culturstolz sich aufblähen und die Gerechtigkeit nicht mehr suchen, die vor Gott gilt. In den August- und September-Tagen des Jahres 1870 hat König Wilhelm vor seinem Volk und vor der ganzen Welt bekannt, daß er mit seinen Heeren sich als Gerichtsvollstrecker Gottes vorkomme an dem hochbegabten Nachbarvolke, mit dem wir damals im Kriege lagen. Anders vermochte der demütige und fromme Fürst dies stete und wunderbare Siegen über ein so ruhmvolles Volk sich nicht zu erklären. Des Königs Wort ist mit Erbauung und innerem Beben von allen frommen und tiefen Geistern nachempfunden und bestätigt worden. Auch ein Mann wie Heinrich von Treitschke bekennt: „Das religiöse Gefühl ist in mir lebendiger geworden in dieser reichen Zeit; ich habe das Walten der Vorsehung in den großen Geschicken meines Volks ... dankbar empfunden und fühle stärker als sonst das Bedürfniß, mich demütig vor Gott zu beugen". Das Gericht über Frankreich war mehr ein erschütternder Gerichtstag als das Endgericht der Verwerfung, so möchten wir glauben, wenn wir den Bewegungen des französischen Volksgeistes seit dieser Zeit aufmerksam prüfend nachgehen.

So äußerte noch neuerdings dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber ein Mann, dem es vergönnt war, längere Zeit mit französischen protestantischen Geistlichen inmitten einer internationalen Versammlung zu verkehren: „Am meisten von allen gefielen mir die französischen Geistlichen. Die sehen nicht aus, wie wenn sie Glieder eines verkommenden, sinkenden Volkes wären". Wir freuen uns in dieser Stimme unser Urteil bestätigt zu sehen, um so mehr, als wir keinen Ersatz wüßten für dies reich und vielseitig gebildete Volk im europäischen Völker-Concert. In jedem Falle haben die Franzosen die Wahrheit des Satzes mit Zittern erfahren müssen: Die Sünde ist der Leute Verderben.

Als unsres Königs Majestät beim Beginn des Krieges mit Frankreich einen Allgemeinen Buß- und Bettag für sein Land ausschrieb, haben die Geistlichen, wohl ohne allzuviel Ausnahmen, dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß auch ein reiches Maß unsrer Volkssünde in dem ausbrechenden Krieg ihr Gericht empfahe. Die Presse, zum großen Theile in den Händen der männlichen, geistigen Halbwelt, aber Gottlob! schon lange nicht mehr des Volkes Stimme, denuncirte damals eifrigst diese Geistlichen als Vaterlandsfeinde und Volksverräther, ja ein vielgelesenes Blatt sprach es geradezu aus: Diesen Menschen gehört eine Kugel vor den Kopf. So sittlich und intellectuell verkommen war also damals ein großer Theil unsrer Presse, daß sie den Zusammenhang von Sünde und Leid nicht mehr zu fassen vermocht. Uns that das Herz weh, daß nun wieder ein wie großer Theil unsrer Jungmannschaft, das liebe, junge, frische Blut, von dem Schnitter, der Tod heißt, hinweggemäht werden sollte. Wir erwogen, wie viel schöne, geistige und sittliche Kräfte dem Kriege, auch im besten Falle, geopfert werden mußten. Wir sahen die Trennungen und den Schmerz im Lande binnen kurzer Zeit zum dritten mal, und da hätten wir nicht fragen müssen: Herr, warum? Auf der Voraussetzung freilich standen wir mit dem Heilande, daß auch die Hare auf unserm Haupte gezählt sind. Hätten wir vielleicht alle Schuld bei unsern Feinden suchen sollen? Von allem Andern zu schweigen, haben wir denn nicht durch unsre nationale und sittliche Erbärmlichkeit Jahrhunderte lang die Einmischung des Auslandes herausgefordert, ja auch angerufen? Und wie haben wir den dritten Napoleon mitumschmeichelt und mitverdorben? War's drum nicht einfach ein Gebot der Pflicht, wenn wir unser Volk vor seinem ernsten Gang auf die blutige Wahlstatt ermahnten, sich sittlich zu reinigen und das Angesicht Gottes zu suchen in herzlicher Demut? Es trat aber in dem Haß gegen die Predigt von der Buße eine überaus bedenkliche Krankheitserscheinung an unserm Volkskörper zu Tage: denn beides, der

Zerfall der Sitte und der Religion, offenbart sich in ihm. Wir haben das Kennzeichen der falschen Propheten darin erkannt, daß sie bessere Zeiten versprechen ohne Besserung des Volkes, und das Volk betrügen, indem sie ihm einen Sündenbock vorführen, auf den alle Schuld geladen wird. Sollten wir etwa als solche Volksschmeichler und Volksverführer erfunden werden? Gottes Diener reden die Wahrheit, auch wenn sie wehe thut, aber sie reinigen sich auch selbst, indem sie mit ihrem Volke in sich gehen und Buße thun.

Worin man auch immer den Ursprung der Religion suchen möge, ob in dem Stutzen des Menschengeistes über das Schuldgefühl im Gewissen, oder in den Schauern der Abhängigkeit von der höheren, Alles bestimmenden Macht, oder endlich in dem sehnlichen Suchen der Urpersönlichkeit, d. i. Gottes, als des Grundes unserer selbst und der Welt, und wie man auch das Verhältniß von Religion und Sittlichkeit wissenschaftlich bestimmen möge, in den Erscheinungen des Lebens tritt die unzertrennliche Einheit beider unwidersprechlich zu Tage. Wer die Religion untergräbt, gräbt auch die Wurzel der Sittlichkeit ab, und wer die Sittlichkeit schädigt, verschüttet zugleich den Quell der Religion. Der Vater in den Himmeln ist in Christo wie das Leben der Seele, so auch das sittliche Ideal, dem wir nachstreben sollen. So konnte es nicht anders kommen, als daß diejenigen Kreise unseres Volkes, welche den Finger Gottes vor dem Kriege und in dem Kriege nicht sahen, nach dem überaus glücklich beendeten Kriege in einen unerhörten Sinnentaumel sich stürzten. Die Ernüchterung aus diesem Rausch ist zwar eingetreten, aber sofort stürzten sich dieselben Massen, um ja nicht zu sich selbst zu kommen, auf den Culturkampf. Wir constatiren für jetzt nur, daß in den vier Jahren dieses Culturkampfes eine den Patrioten wie den Christen gleich erschütternde Feindschaft gegen das Christentum sich kund gegeben hat, und noch bringt jeder Tag neue Zeichen dieses infernalen Hasses. „Die Zeit“, müssen wir mit der süddeutschen Reichspost klagen, „ist unverkennbar in einer rückläufigen Bewegung begriffen; auf allen Gebieten ist zum Hohne der „aufgeklärten“ Gegenwart und im schärfsten Gegensatze zu den schwülstigen Phrasen von Fortschritt und Civilisation ein Sinken aller echten Cultur-Momente, ein Zurückgehen an Bildung und Gesittung wahrzunehmen“. Auf den Blättern der Geschichte unseres Volks ist als ein Grundzug unseres Volksgeistes eine tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit eingetragen. Das Volk des Heliand, der Reformation, der Befreiungskriege steht in Gefahr, von sich selber abzufallen und damit sich selber zu

verderben und seiner Mission ungetreu zu werden. Die Schönfärber von Profession in kirchlichen wie politischen Blättern möchten gerne den Ernst der Lage vertuschen, aber er bricht überall durch und spottet des kläglichen Optimismus, dem Mut und Wahrhaftigkeit fehlt, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Ueberall gähnt uns eine Kluft entgegen. Nennen wir zunächst die Kluft zwischen Mann und Weib. Als Schreiber dieses gelegentlich einer fein gebildeten Frau gegenüber seinem Schmerz über das Ueberhandnehmen der Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten Ausdruck gab, weil eine echte und gesunde Ehe bei zwiespältigem Glauben in sich unmöglich wäre, antwortete die werthe Frau: „Ich kann das nicht so ansehen, denn die Momente, wo im ehelichen Leben der Glaube in Frage kommt, sind äußerst selten". Noch heute, nach vielen Wochen, liegt uns dies Frauenwort wie ein Alp auf dem Gemüt. Also dahin ist es in unserm Volk gekommen, daß der gemeinsame Glaube, die Seele jedes gesunden Hauswesens, im ehelichen Leben so gut wie ganz unberührt bleibt?! „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag", dies klassische Wort des Dichters von der Liebe müssen wir sonach in die Unwirklichkeit, nach Utopien, verweisen und dürfen es auch gar nicht mehr verwunderlich finden, daß die Männer je länger je mehr sich dem Hause entfremden und die Kinder so selten gerathen. Wir danken es Herrn von Treitschke, der sich selber das Zeugniß giebt, daß in seiner weltlichen Natur keine Ader vom Theologen steckt, daß er diese Unwahrheit im Heiligtum der Menschheit aufdeckt und verurtheilt. „Durch die geistigen Kämpfe der Gegenwart", sagt derselbe in seinem Sendschreiben an Schmoller, „ist ein unheilvoller Bruch innerhalb unsres Volkes entstanden. Er trennt nicht (nur?), wie Sie meinen, die Gebildeten von den Ungebildeten, sondern er geht mitten durch die Gesellschaft, er scheidet Tausende gebildeter Männer von ihren Frauen und Schwestern. Dieser Zustand ist viel zu unnatürlich, als daß er in einem wahrhaftigen Volke auf die Dauer bestehen könnte". Es war nahezu zu einem Dogma in der gebildeten Welt geworden, daß für die Frauen und Kinder die Religion unentbehrlich wäre, die Männer ihrer aber wol entrathen könnten. So gedankenlos ist diese Bildung und so blind, daß sie nicht sieht, was vor Augen liegt, daß dieser Aberglaube die Ehe in der Wurzel anfrißt. Wenn die Eheleute im tiefsten Grund des Herzens zwiespältig sind, was bleibt dann noch von ihr übrig, was eine Bedeutung hätte für ein hoch- und tiefgestimmtes Gemüt? „Suchen wir uns eine Rechenschaft darüber zu geben, warum ein frommes Weib uns lieber wäre, so finden wir schon nach kurzem Nachsinnen, ja unser Gefühl

sagt es uns, daß wir uns eine edle Weiblichkeit ohne Religion gar nicht denken können. Es kommt uns vor, als ob religiöse Gesinnung ein wesentliches Ingredienz der weiblichen Natur, gleichsam die Blüthe und Krone derselben sei; als ob ein Weib ohne Religiösität etwas Unvollständiges, Ungesundes und Widernatürliches wäre, als ob ihm gerade Dasjenige fehle, was allen übrigen weiblichen Reizen erst den rechten Gehalt und die rechte Weihe giebt". So steht wunderschön zu lesen in dem Büchlein: „Die Religion des Zweiflers" (Leipzig F. Hässel 1874. S. 96 f.), aber derselbe Mann bekennt sich auch zu dem unseligen Aberglauben, der unser Volksleben allmälig zu zerstören droht, indem er dessen tiefstes Fundament ausgräbt, wenn er weiter schreibt: Der Mann, bei welchem die Verstandsthätigkeit überwiegt, kann in moralischen Grundsätzen einen Ersatz für den religiösen Glauben finden, wie so viele höchst achtungswerthe Männer beweisen, welche als entschiedene Freidenker bekannt sind, deren Lebenswandel aber dennoch nicht unmoralischer ist, als der so manches, im kirchlichen Sinne tadellosen Strenggläubigen (S. 97). Wie seicht und wider die Erfahrung sind diese Worte! Wir denken, des Ehemannes erste Aufgabe sei die, eins zu werden mit seinem Weibe: Ein Herz und Eine Seele, und mehr noch: Ein Geist, wie sie ja Ein Leib geworden sind.

Der Bund allein wird ewig dauern,
Wenn froh vor Gottes Angesicht
Die Herzen in einander schauern,

sagt der Dichter, und wir fragen: Du lieber Jüngling hochgemut, willst Du denn mit Deiner Braut eine Ehe auf Zeit eingehen? Wundert Euch dies Wort? Was ist aber, ideell gemessen, die Ehe, die nicht, entsprechend dem Tiefsinn unserer Sprache, das Band ist für Zeit **und** Ewigkeit, anders als eine Ehe auf Zeit? Also Ein Herz und Eine Seele, ja Ein Geist sollen Mann und Weib werden. Welcher Mann, stark an Geist und Gemüt, hat sich ernsthaft an diese Aufgabe gemacht und ist nicht vor ihr, in tiefster Seele erschrocken, zurückgeschreckt? Aber der edle Mann giebt nicht auf, was er thun muß, sei es ihm auch noch so „unmöglich". „Du in mir, und ich in Dir", klingt ihm der Hoch- und Lobgesang einer rechten Ehe in Ohr und Herz und er dringt bis in die Tiefe, an's Herz Gottes, an dem ihm Einheit und Unterschied von Mann und Weib und das Wunder ihres Einswerdens aufgegangen ist. Wer sein Weib nicht in Gott nimmt, hat und hält, wird sie nimmer

ganz haben. „Der Mann ist des Weibes Haupt", so liegt die Führung desselben in seinen Händen. Wie will er sie denn führen, wenn er ihr eigenstes Wesen nicht versteht? wie soll er ihr eigenstes Wesen verstehen, wenn er dem Gottesgedanken in ihr und mit ihr nicht nachgeht? und wie endlich kann er den Gottesgedanken im Weibe finden, wenn er nicht zuvor sich selbst in Gott gefunden hat? Die Ehe, dies sagen wir wie Namens des Germanentums, so Namens des Christentums, ist ein mysterium tremendum, d. h. ein Geheimniß, das seine heiligen Schauer hat, davon der gemeine Sinn nichts ahnt. — Mann und Weib gründen das Haus, die Familie. Welch' eine That! Fürwahr unser Volk hat tief gegriffen, als es die feierliche Verbindung von Mann und Weib „Hochzeit" (hohe Zeit) nannte. Hier wiederholt sich, im wunderseligen Abbild, das hochberühmte, schöpferische Wort: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde". Und nun die Kindererziehung, die großartigste Aufgabe, die dem Menschen gestellt werden kann. Dabei müssen Mann und Weib als Vater und Mutter ihre schöpferischen Kräfte zeigen und als Gottes Abbilder Seine Heiligkeit und Liebe offenbaren. Es muß die Pietät, die Mutter aller sittlichen und geistlichen Tugenden, gepflanzt werden, und wie mag das gedeihen, wenn nicht die Pietät gegen Gott zu Grunde liegt? Wir haben jüngst an einem andern Ort wiederholt ausgesprochen: „Das Beste, was die Erde trägt, sind unsere Mütter", haben aber dabei tiefes Weh empfunden, daß wir nicht sagen konnten: unsere Väter. Die Mutter soll in des Kindes Herz Frömmigkeit pflanzen, damit es in der Zeit die Ewigkeit ergreifen und unter allem naturnothwendigen Wechsel von Freud und Leid in Gott getrost durch's Leben gehen möge. Wenn aber der Vater den zarten Keim im Kindesherzen nicht durch Wort und Beispiel stärkt? was dann? Der Vater ertödtet durch Theilnahmlosigkeit und Herzenskälte seines Kindes inneres Leben. Der Knabe zumal wird bald merken, daß Frömmigkeit gut genug für Weiber sei — und wird darnach leben. Und dann wundern sie sich über die Zuchtlosigkeit der „Jugend"!

Wie die Alten sungen,
So zwitschern auch die Jungen!

Und doch ist des Mannes Aufgabe in der Familie keineswegs beschlossen. All' die sittlichen Lebensordnungen, welche die Menschheit zu ihrem geschichtlichen Fortschritt gegründet hat und noch fortwährend schafft, fordern seine Mitarbeit. Wie sehr werden heute überall „Männer" vermißt und gesucht! In tiefgehender, feurig-energischer Ausführung zeichnet das Buch, das wir jüngst angeführt („Die sittliche Weltordnung nachgermanischer

Auffassung") den Zusammenhang zwischen Frömmigkeit und Tugend und Kraft des Wirkens. „Nüchterne Menschen", schreibt Dr. Zweifel daselbst S. 193 ff., „mit ruhiger Gemütsart gibt es allerdings, die ohne alle Gottesfurcht klug, mäßig, zur Noth auch gerecht und immerhin tapfer sind. Zur höchsten Tugend aber, zur Aufopferungsfähigkeit, zur wahren innern Größe und Noblesse, vermögen sie sich nie emporzuschwingen, weil nie zur innigen Liebe zu Gott und dem Nächsten ... Schwache Geister, Stümper in der Menschenkenntniß, seichte Worthelden sind es, die von einer freien Sittlichkeit sprechen, losgetrennt von aller Gottesfurcht ... Die Tugenden der Menschen und Völker, diese gewaltigen moralischen Kräfte, fußen in letzter Instanz ewig auf nichts Anderem, als auf der Gottesfurcht und der Liebe zu Gott und dem Nächsten ... Da somit allein das Christentum zu diesem höchsten und letzten Ziele führt, weil es in letzter und höchster Instanz allein die Erfüllung des Gesetzes, das Christus als das höchste aufgestellt, des Gesetzes „der aufopfernden Liebe zu Gott und dem Nächsten" oder „der Pflichterfüllung bis zur Selbstaufopferung", das er am Kreuze selbst erfüllt hat, somit „Christus allein der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist, somit das Christentum allein das Heiligste und das Göttliche in der Menschheit zu verwirklichen vermag, so ist es die absolute Religion". Wir brechen hier unsere Betrachtung einstweilen ab und freuen uns des Zeugnisses dieses Juristen zu unserm Schlußsatz: eine kräftige, edle Männlichkeit können wir uns ohne Religion gar nicht denken.

Wie Mann und Weib in der Familie, so stehen im Leben des Volkes die herrschenden und dienenden Klassen zu einander. Ist das Verhältniß gesund, dann sind die Ersteren vorwiegend die Pfleger der geistigen Interessen des Lebens, ohne daß darunter ihre Herzenswärme leidet, während die Letzteren die Welt des Gemüts pflegen, aber doch auch den geistigen Interessen in ihrem Maße Theilnahme zuwenden. Zur Zeit geht durch unser Volksleben dieselbe Kluft zwischen Kopf und Herz, die wir in dem Auseinandergehen des Mannes und Weibes in der Familie wahrnahmen. „Jedem Culturvolke", sagt von Treitschke, „kommen Zeiten, da die höheren Stände der Schwelgerei des Geistes verfallen und in hochmütiger Ueberbildung jener unerforschlichen Mächte spotten, die, um Wiege und Bahre schwebend, den Menschen an seine Kleinheit erinnern". Solche Zeiten sind dann Anzeichen einer vorhandenen oder wenigstens herannahenden Gerichts-Epoche über ein Volk; denn es wird auch im Leben der Völker bei der Wahrheit des Sprichworts bewenden: Hochmut kommt vor den Fall. Die vielgepriesene Friedericianische Epoche in der Geschichte

unseres Volks, die unsern Ruhm durch die Welt trug, während die „gebildeten" Stände des Glaubens des Volkes spotteten, und die Reinheit der Sitten reißend in Verfall gerieth und in Liederlichkeit umschlug, hat uns das Jahr 1806 eingebracht. Damals mochte man auch über uns das Lied singen: „Wie bist Du vom Himmel gefallen, Du schöner Morgenstern". Wem diese Zeit unsres Volkes mit ihrem unermeßlichen Weh vor der Seele steht, der muß erschrecken über die gegenwärtigen, den Zuständen vor 1806 so ähnlichen Stimmungen in unserm Volke. „Hoffärtig, wie einst der gelehrte Celsus auf die erhabene Einfalt der ersten Christen herniederschaute, blickt heute der aufgeklärte Mann auf den Glauben des Volks. Er sieht, gleich dem beschränkten Buchstabengläubigen, in der Religion nur das Fürwahrhalten gewisser Dogmen und mythologischen Thatsachen; er hofft, daß dieser Pöbelwahn bei reifender Aufklärung verschwinden und der kleine Mann dereinst, gründlich belehrt über die Gesetze der Volkswirthschaft, mit der Ordnung der Gesellschaft sich aussöhnen werde. Solche Ansichten, heute schon von Tausenden getheilt, beweisen nur, **welch tiefe Kluft die Stände unseres Volkes trennt**, wie wenig die modische Aufklärung das Gemüt der Massen und den sittlichen Werth dieser socialen Macht zu würdigen weiß". In diesen Worten konstatirt Heinrich von Treitschke den Ernst der Lage, von dem wir reden. Wie aber sollen wir herauskommen? Es fehlt nicht an Versuchen, unserm Volk in dieser seiner schweren Krisis zu Hilfe zu kommen. Wenn wir hier, wie billig, von Socialismus und Socialdemokratie, als dem vermeintlichen Messiastum, völlig absehen, so müssen wir auf kirchlichem Gebiet den Protestanten-Verein und den Alt-Katholicismus nennen, die sich mit der Aufgabe befassen, die bestehende Kluft zu überbrücken und Christentum und Cultur zu versöhnen. Wir können leider nicht sagen, daß sie Erfolg haben. Freilich können sie ihn auch nicht haben. Beiden Richtungen gebricht bis jetzt sowohl die religiöse wie die geistige Genialität, so daß sie, von beiden Seiten abgelehnt, nur ein schwächliches Dasein führen, dem künstliche Agitationen nur zeitweise den Schein einiger Kräftigkeit zu geben vermögen. Doch hat Unfruchtbarkeit ihrer Versuche, wie uns däucht, noch einen tiefern Grund. Wer versöhnen will, muß das Vertrauen von beiden Seiten besitzen, also unparteiisch sein. Das aber ist in dem Conflict zwischen „Bildung" und Christentum, von dem wir reden, weder der Protestanten-Verein noch der Alt-Katholicismus; denn beide verdanken ihr Dasein nicht einem religiösen Trieb zunächst, sondern einem Culturtrieb: die „Bildung", der „Culturfortschritt", das „wissenschaftliche Gewissen" stehen obenan. Sie sind selbst in den Zauber verstrickt, aus

dem sie angeblich befreien wollen. Daher ihre Ohnmacht. Herr von Kirchmann, der bekannte und bewährte demokratische Abgeordnete, hat das zweite Grundgebrechen dieser beiden Richtungen vollkommen richtig erkannt, wenn er schreibt: „Die Alt-Katholiken verkennen ebenso wie die sogenannten Liberalen in der evangelischen Kirche die Natur der Religion, wenn sie meinen, daß deren Inhalt aus den Beschlüssen einer heutigen Synode und unter überwiegender Mitwirkung des Laienelements hervorgehen könne. Die individuellen Ansichten gehen hier so weit auseinander, daß es kaum ein Dogma geben wird, bei dem eine Einigkeit zu erreichen ist, und niemals werden das Gezänk und die sophistischen Diskussionen, wie sie in den heutigen öffentlichen Versammlungen über die Dogmen vertreten werden, im Stande sein, aus dem in solcher Weise erstandenen Glaubensinhalt jene erhebende und trostreiche Kraft zu entnehmen, wie sie nur der Glaube an den göttlichen Ursprung dieses Inhalts demselben gewähren kann" („der Culturkampf in Preußen" S. 21). Am allermeisten aber verkennen Protestanten-Verein wie Alt-Katholicismus die Natur des Volkes, auf das sie wirken wollen. Statt das Volk zu bemitleiden, daß es die heutige Culturhöhe nicht erreichen könne, und es zu meistern, sollten die neuen Kirchenlichter vielmehr von ihm lernen. Es ist eine aus der Tiefe der Geschichte geschöpfte Anschauung, die Herrn von Treitschke bekennen läßt: („die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft" S. 33 ff.) „Und eben hierin, in der Kraft und Tiefe des religiösen Gefühls, sind die Massen jederzeit dem Durchschnitt der Gebildeten überlegen gewesen. Die Macht der Religion in diesen Schichten der Gesellschaft erklärt sich keineswegs allein, wie der Bildungshochmut wähnt, aus dem kritiklosen für die Wahngebilde des Aberglaubens empfänglichen Sinne der Menge, sie ruht auf einem tieferen und edleren Grunde. Den beladenen Mann, der immerdar für den nächsten Tag mit seinen derben Händen schafft, verläßt nicht leicht das demütige Bewußtsein der Hilflosigkeit aller Creatur, das der Gebildete so gern verspottet; er empfindet lebendiger als dieser die Nichtigkeit des weltlichen Glücks, heißer die Sehnsucht nach „ew'ger Ruh' in Gott dem Herrn", wie Göthe singt. Diese heiligen Empfindungen dem Menschengeschlechte zu bewahren, war allezeit der historische Beruf der niederen Klassen; durch solchen Dienst nehmen sie unmittelbar Antheil an der Culturarbeit der Geschichte. . . . . Das wahre Glück des Lebens darf nur gesucht werden in dem, was allen Menschen erreichbar und gemeinsam ist. Also nicht im Besitze wirthschaftlicher Güter oder in der politischen Macht, auch nicht in Kunst und Wissenschaft — oder sind etwa die Frauen minder

glücklich wie wir, sie, die im Denken und Dichten niemals an uns heranreichen und doch in der sittlichen Kraft zu tragen und zu dulden jeden Mann übertreffen? — sondern in der Welt des Gemüts: in dem reinen Gewissen, in der Kraft der Liebe, die den Einfältigen über den Klugen emporhebt, und vor Allem in der Macht des Glaubens. Dies Menschlichste im Menschen ist von der Gunst der äußeren Umstände bei Weitem nicht so abhängig, wie die Gegenwart zu glauben pflegt. Vielmehr bewahrt grade in der bescheidenen Enge des kleinen Lebens das Gemüt eine frische, kernhafte, unmittelbare Kraft, welche den Gebildeten oft beschämt. Darum sind die niederen Klassen der Jungbrunnen der Gesellschaft." Wir fügen hinzu, daß an der großartigen Gleichgiltigkeit, mit welcher Protestanten-Verein und Alt-Katholicismus von den von uns sogenannten dienenden Klassen, von der Volksseele, aufgenommen worden sind, diese das Urtheil über ihren religiösen Werth bemessen können. Die Kluft zwischen Herz und Kopf unsres Volks werden diese also nicht überbrücken, und doch muß es geschehen, wenn es nicht um uns geschehen sein soll; denn auf die Dauer verträgt kein Volk einen solchen Zustand. Es ist also nicht Zeit, uns zu rühmen, sondern in uns zu gehen. Schaue an die Güte und den Ernst Gottes. Den Ernst an den Völkern, deren Gericht vor Dein geistiges Auge gestellt worden ist, die Güte an Dir, dafern Du an der Güte bleibest, sonst wirst Du auch abgehauen!!

XII.

Denken und Danken.

Ev. Luc. 17, 11—19.

Das Evangelium handelt von dem dankbaren Samariter. Danken kommt her von Denken und heißt uns: Denken an die empfangene Wohlthat. Gott ist, wie unser deutsches Wort es schön ausdrückt, die Quelle alles Guten. Von dem Guten empfangen wir alles Gute, darum haben wir auch allen Grund, unaufhörlich zu danken. Gott ist's, nach einer schönen alten Zusammenstellung, der uns gemacht, dessen Odem uns das Leben gegeben, der uns aus Mutterleibe gezogen, dessen Aufsehen unsern Odem bewahrt, in dem wir leben, weben und sind; der seine milde Hand aufthut, uns zu sättigen mit Wohlgefallen, der vom Himmel Regen und fruchtbare

Zeiten gibt; der uns die Ernte treulich und jährlich behütet. Er hat uns tüchtig gemacht zum Erbtheil der Heiligen im Licht, errettet von der Obrigkeit der Finsterniß, versetzt in das Reich seines lieben Sohnes; gesegnet mit geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christus; sammt Christus lebendig gemacht und in das himmlische Wesen versetzt; wieder geboren zu einer lebendigen Hoffnung, zu einem unvergänglichen und unverwelklichen Erbe. Er ist es, der in unsere Herzen gesendet hat den Geist seines lieben Sohnes, welcher schreiet: Abba, lieber Vater, und der das angefangene gute Werk auch vollführen wird. Darum gilt eben für das christliche Herz die Loosung: Denke daran, was der Allmächtige kann, der Dir mit Liebe begegnet! Dies Denken gebieret dann das Danken. —

Denken gebiert Danken? fragen wir heute unwillkürlich und erstaunt. Das gerade Gegentheil scheint der Fall, Unzufriedenheit und Murren läßt sich auf allen Gassen hören und durchdringt die Welt, soweit sie belebte denkende Wesen trägt. Soviel ist gewiß: die laute Stimme der Zeit ist mehr Klage und Anklage als Dank. Das hat auch seinen guten Grund. Sie haben den Menschen auf sich selbst gestellt, und so schwebt er als ein lebendiges Räthsel zwischen Himmel und Erde und kann keinen Grund finden. Der Materialismus möchte ihn freilich gerne eingliedern in die Reihe der Naturwesen, in dieselben Gesetze des Werdens und Vergehens wie jedes andere Naturwesen. Und in der That fehlt es nicht an „Gläubigen" dieser „Wissenschaft". Schon haben wir „Männer", welche von der Höhe ihrer „Wissenschaft" aus es zu einer Art von cynischem Heroismus gebracht haben in der Mißachtung des Menschen. So, wenn ein „Vater", falls nicht allgemein Erzähltes, wie wir gerne glauben möchten, täuscht, den Leichnam seines Kindes den Trägern mit den Worten übergiebt: „Schaffen Sie das Aas sobald als möglich aus dem Hause". Das nimmt uns nicht weiter Wunder. Hat doch wieder ein allerneuester Vertreter der „Wissenschaft", in Häckeleien verstrickt, die Culturgeschichte einfach für Naturgeschichte erklärt. „Die Epoche", schreibt derselbe Autor, „wird kommen, ja sie **muß** kommen kraft des unaufhaltbaren Gesetzes der Entwickelung, wo man die Ideale der Nationalität und nicht minder der Freiheit ebenso belächeln wird, wie wir nunmehr jenes des Glaubens". Wie nun? Leben wir im Zeitalter der Humanität oder der Bestialität? Oder ist gar der Humanismus identisch mit dem Bestialismus? Das ist denn doch wohl eine Verwilderung des Denkens, die einfach unerträglich ist, oder sollen wir lieber sagen: ein seelenloses Denken? **Das Denken ohne Seele führt ebenso sicher in Phantastereien, wie das Seelenleben ohne Denken.**

Es ist der Mühe werth, diesen Satz näher in's Auge zu fassen. „Die Wahrheit zu erkennen", schreibt W. B. Hildebrand*, „ist nicht blos Sache einer einzelnen Geisteskraft, sondern des ganzen Menschen, und was nicht den Menschen in seiner Totalität befriedigt, das kann nicht Wahrheit sein. Aus der Einseitigkeit der Betrachtungsweise erklärt es sich, wie dieselbe Wissenschaft zu den verschiedensten Resultaten kommen kann. Während Kepler sein Buch über die Harmonie der Welt mit einem innigen Gebet voll Dank gegen Gott schließt, erklärt der große Astronom Lalande: Ich habe den Himmel überall durchforscht und nirgends die Spur Gottes gefunden. Auf die Frage des Kaisers Napoleon I. an den berühmten Astronomen Laplace, warum in seinem Systeme von der himmlischen Mechanik nirgends von Gott die Rede sei, giebt er die bemerkenswerthe Antwort: Sire, ich hatte kein Bedürfniß zu dieser Hypothese. Aber der große Naturforscher Agassiz erklärt: Die Welt ist die Manifestation eines ebenso mächtigen als fruchtbaren Gedankens, beides, einer ebenso unendlichen als weisen Güte, der greifbarste Beweis für die Existenz eines persönlichen Gottes, ersten Erschaffers aller Dinge, Kopulators der ganzen Welt, Vertheilers alles Guten. Hierher gehört auch, was an derselben Stelle erzählt wird (vergl. Deutsche Blätter, Dezember 1873, S. 719): Als in einem Gespräche nach den Freiheitskriegen der russische General Cancrin sagte: Wenn Sie ein Schlachtfeld gesehen hätten, Sie würden nicht an Gott glauben, fiel ein anderer höherer Offizier ein: Und wenn ich noch niemals an ihn geglaubt hätte, auf dem Schlachtfelde hätte ich ihn erkannt.

Woher jene Verschiedenheit der Anschauungen bei übrigens vielleicht gleicher Tüchtigkeit und Genauigkeit der Untersuchung? Auf der einen Seite war es eben nur die denkende Vernunft, welche die Wahrheit erkennen wollte, auf der andern zugleich das fühlende Herz, der ganze Mensch, dabei betheiligt, und es ist nicht zweifelhaft, daß auch das Gemüt große Wahrheiten in sich trägt und die Erkenntniß der Vernunft erst vertieft... „Das Gemüt kann so wenig bei Erforschung der religiösen Wahrheit entbehrt werden, daß es vielmehr für die Vernunft erst die Tiefen der Wahrheit erschließt, und Schelling sagt daher mit Recht, daß der größte Geist ohne Gemüt unfruchtbar bleibt und nichts zu zeugen, noch zu schaffen vermöge. Und wenn das deutsche Volk als ein Volk der Denker bezeichnet und ihm der Vorzug größerer Tiefe, philosophischer Ideen mit Recht zugeschrieben wird, so liegt dies nicht allein in der

---

* Der Gottesbegriff in seiner Neugestaltung. Dresden 1874. Verlag von G. A. Kauffmann. S. 71 ff.

Schärfe des Verstandes, der bei andern Völkern gleich groß (und größer) sein kann, sondern in der unserm Volke eigentümlichen größern Innigkeit und Fülle des Gemüts; wenn dem Weib ein mächtiger Einfluß auf die Erziehung zukommt und man mit Recht gesagt hat, daß die Mütter es sind, auf welchen die Zukunft einer Nation beruht, so liegt diese Macht nicht in der denkenden Vernunft, die ja bei dem Manne im Allgemeinen stärker ist, sondern in dem dem weiblichen Geschlechte eignen tiefern Gemüt, und es ist ein Widerspruch, auf der einen Seite den Frauen jenen Einfluß zuerkennen und auf der andern Seite sie nach moderner Weise aufklären wollen". Fügen wir diesen Worten noch eine Aeußerung von Hartmann's hinzu, welche die andere Seite beleuchtet, so werden wir die richtige Mitte gefunden und Kopf und Herz naturgemäß zu einander gestellt haben. „Jede Verstandesfortbildung wirkt bereichernd und verfeinernd auf die Gefühlssphäre zurück, und der Kampf des Verstandes gegen das Gefühl richtet sich (im gesunden Menschen d. H.) immer nur gegen den von einer frühern intellectuellen Entwickelungsphase überkommenen Gefühls-standpunkt".

Unsere Sprache nennt den höchsten Grad des sich in Gott Versenkens „Andacht", ein sprechender Beweis, wie unser Volk die Einheit von Kopf und Herz, von Geist und Gemüt, von Denken und Fühlen in der Religion und im Leben als den gesunden Zustand voraussetzte. Die Zeit-genossen gähnt freilich statt dieser Harmonie eine klaffende Kluft an, die unser ganzes Volksleben zerrüttet und zerklüftet. Denn so vielstimmig und keck auch die Afterwissenschaft des Materialismus heute ihren Ruf hören läßt und die nihilistischen Geister in ihren Zauberkreis bannt, was edel in der Menschheit ist und hochgesinnt, wendet sich weit weg von dieser Narrheit und behauptet sein geistiges Wesen als seine Herrlichkeit, als das Centrale und Königliche und Göttliche im Menschen. Aber leider herrscht auf dieser Seite, im Bereiche des Idealismus, die Neigung vor, diese gottverliehene und nur in Gott beglückende Herrlichkeit zur Selbst-herrlichkeit aufzubauschen und Ansprüche zu erheben, als wenn der Mensch der Schöpfer Gottes und Gott den Menschen verpflichtet wäre. Das demütige Paulinische Wort: fragt auch der Thon seinen Töpfer, warum machst du mich also? ist dieser Richtung schlechthin unbegreiflich und unerträglich. Auf der andern Seite bescheidet sich eine grundfalsche Demut, diese Herrlichkeit nur wie einen vorübergehend ihr eignenden Schmuck zu tragen, der nicht zum Wesen des Menschen gehört. Während nun der sich überhebende Idealismus den Menschen vergöttert, um ihn dann doch kläglich aus allen seinen Himmeln fallen zu sehen, sucht der

Pessimismus mit heulender Gebehrde das Nichts, der Pantheismus in falschgeistiger Resignation das unpersönliche All auf, um sich in demselben zu verlieren. So schwebt und flattert gleichsam der Mensch zwischen Himmel und Erde und kann seinen Mittelpunkt nicht finden und darum auch nicht seinen Frieden. Kein Wunder, wenn hier Denken und Danken nimmer zusammenkommen kann! Kann man das alte, vielbekannte Wort des Kirchenvaters ergreifender illustriren: „Du hast uns zu Dir geschaffen und unser Herz ist unruhig in uns, bis daß es ruhet in Dir"?

Und doch soll auf Gottes Erde von den Menschen Gottes der Dank sich hören lassen. „Undankbare Lastträger der göttlichen Wohlthaten" wollen wir nicht bleiben. Erheben wir deshalb, so viel oder so wenig wir heute sind, unsere Stimme zum Dank, und so wahr Gott Gott ist und seine Herrlichkeit Himmel und Erde künden muß, der brausende Chor vieler Tausende wird einstimmen in das hohe Lied:

> Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.

XIII.

Die goldene Internationale und die Abwehr gegen sie.

(Ev. Matth. 6, 24—34.)

Wenn man den Stimmführern der öffentlichen Meinung glauben wollte, so gäbe es zur Zeit zwei Todfeinde des gegenwärtigen Bestandes der Gesellschaft und des Vaterlandes, die rothe und die schwarze Internationale. Jene möchte, glühend von dämonischem Haß gegen den Besitz und die gegenwärtige Cultur, der rohen Kraft der Faust vertrauend, den „Arbeiter" zum Herrn der Welt machen, diese nicht von der süßen Gewohnheit des Herrschens lassen und darum die Welt unter den Ausspruch des unfehlbaren Papstes knechten. Wie sehr wir auch die Bedrohung der heutigen Cultur durch die beiden Genannten zugeben, so scheint uns doch der Feind, der das gegenwärtige Geschlecht mit unerbittlicher Gewalt an den Boden drückt, noch mehr zu bekämpfen: die goldene Internationale. Der Glanz des Goldes besitzt den größten Zauber in der Welt, wenn wir nicht etwa dem Glanz der sinnlichen Lust, der

gleicher Farbe ist, den Vorrang in der Herrschaft der Welt zuschreiben wollen. Doch bleiben wir heute bei dem Sprüchwort: Geld regiert die Welt. Wir hoffen bei Kundigen keinem Widerspruch zu begegnen, wenn wir den Cultus der materiellen Interessen oder des Mammon als die herrschende Religion der Zeit bezeichnen. David Friedrich Strauß, den wir mit seinem Gesinnungsgenossen Rénan schon einmal als den Typus des heutigen Culturphilistertums bezeichneten, schreibt angesichts unserer evangelischen Stelle Ev. Matth. 6, 24—34: „In der Lehre Jesu ist der Erwerbstrieb von vorne herein nicht anerkannt, seine Wirksamkeit zur Förderung von Bildung und Humanität nicht verstanden, das Christentum zeigt sich in dieser Hinsicht geradezu als ein culturfeindliches Princip. Seinen Bestand unter den heutigen Cultur- und Industrievölkern fristet es nur noch durch Correcturen, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großmütig oder schwach und heuchlerisch genug ist, dieselben nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind". So der ehrliche Strauß, der Prophet der modernen Weltanschauung, der anspruchsvoll genug sein Buch den Katechismus der modernen Ideen und seinen „neuen Glauben" die breite Weltstraße der Zukunft nennt. Wer könnte sich bei diesen Ansprüchen eines Schauers erwehren? Denn in der That, es ist Grund genug zu solcher Zuversicht, und wir haben oben nicht zu viel gesagt, daß der heutige Materialismus das gegenwärtige Geschlecht mit unerbittlicher Gewalt zu Boden drückt.

Auch Herr von Treitschke ist erschrocken, „als es den Anschein gewann, als wollten die Söhne der gebildeten Klassen, fortgerissen von der wilden Jagd nach Gewinn, die wenig einträgliche Laufbahn des Beamtentums aufgeben", gibt aber im Uebrigen der Zeit nach dem weltberühmten „Krach" das Zeugniß, daß sie „in einem Zustande ernster Selbstbesinnung sich befinde". Wir fürchten aber, es wird mehr als ein Göthe vorhanden sein, der denen, die sich bemühen aus den goldenen Ketten des Mammon loszukommen, die Worte entgegenruft: Rüttelt nur an euren Ketten, der Mammon ist euch zu stark! Und die also rufen, werden Recht haben: ohne eine allgemeine Erschütterung der Gewissen und Hinkehr zu dem tief verachteten Idealismus der Religion wird die Befreiung nicht kommen, vielmehr immer tiefere Sclaverei. Die Kenner der Geschichte werden die materialistischen Systeme, deren die Welt voll ist, an sich nicht mit besonderer Achtung behandeln, es ist alter Aberglaube. Wer aber zugleich weiß, daß derartige Systeme immer in Zeiten sittlichen Verfalls auftreten, der ist hinter das

ganze Geheimniß gekommen: der Verfall der Sitten hat dem Verfall der Intelligenz gerufen; denn der Verstand ist der Advokat des Herzens. Wer mag glauben, daß ein gesunder Mensch und eine gesunde Zeit eine solche Spottgeburt hervorgebracht, wie wir sie als das Glaubensbekenntniß des Mammonismus in den nachfolgenden Worten geben: „die Bestimmung des Menschen endigt mit der Zerstörung seines Leibes, es gibt kein Jenseits, weder Belohnung noch Strafe, das Versinken in das Nichts ist das Ende". „Das irdische Dasein in der Erfüllung des Gattungsbegriffes ist der einzige Zweck; das oberste Gesetz ist daher nicht die Liebe, sondern der Kampf um's Dasein, das sittliche Prinzip der modernen Weltanschauung ist im Gegensatz zur christlichen Selbstverläugnung der unbedingte Egoismus". Es ist umsonst, ruft eine neuste Schrift* aus, daß man diese letzte Consequenz in Phrasen einzuhüllen sucht. Die große Masse zieht unbedenklich und logisch diese Folgerung, um so mehr, als sie mit der materiellen Richtung unseres Zeitalters vollkommen harmonirt und den Instincten des millionenreichen Wucherers wie den Gelüsten des Communisten eine gleich willkommene Weihe gibt. Darauf beruht im Wesentlichen der große und durchschlagende Erfolg der antichristlichen Richtung in der Gegenwart. In der Presse, in der Schule, in der Finanzwelt, in den hohen und niedern Kreisen leichtfertiger Lebelust beherrscht sie die Geister **durch den Reiz der Emancipation von den strengen Begriffen der christlichen Sittenlehre.** Man kann sich ihre Herrschaft nicht weitreichend genug vorstellen. Wer dies läugnen möchte, der sehe doch zu, wie namentlich unsere Jugend in allen Ständen bewußt oder unbewußt sich der sittlichen Verantwortlichkeit entschlägt mit dem dumpfen Refrain: Es ist Alles Natur! Darum hat sie sich auch den idealern Berufsarten abgewandt und stürzt dahin, wo sie mit leichter Mühe das meiste Geld verdienen kann, und Jedermann nennt das natürlich. Siehe, das ist der Zauber der goldenen Internationale und das ist ihre Frucht: Schon lange hat man der jeunesse dorée, d. h. der Jugend mit goldgespicktem Beutel, viel Untugend nachgesehen, unser Volk mag zusehen, daß nicht die ganze nächste junge Generation wie den Namen so die Unsitten der jeunesse dorée sich aneigne.

— — — —

Es fehlt unserer Zeit nicht an ernsten Männern von tiefster und freiester Bildung, die diese schreckenerregende Lage der europäischen Welt

---

* „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte" von Dr. A. Ph. von Seegesser. Bern 1875. S. 56 f.

würdigen. Diese Männer, ganz überwiegend nicht geistlichen Standes, kommen in Anbetracht der Lage nahezu einstimmig zu der Ueberzeugung, daß, wenn nicht in der christlichen Kirche, so überhaupt keine Rettung mehr möglich sei. Während nämlich die Kleingeister und Kleinmeister noch aus den bewußten Gründen den Pfaffenhaß pflegen, ist auf den Höhen der Bildung bei Männern, die sich einen freien und weiten Blick bewahrt haben und dem Mammonismus nicht ganz verfallen sind, die Würdigung der Kirche als Culturmittels in steigender Bewegung. Das ist ein Symptom der Hoffnung, das wir freudig verzeichnen, aber nicht ohne Schmerzgefühl. Denn die meisten jener Männer, für sich dem Christentum völlig entwachsen, sehen dasselbe nur als ein unentbehrliches und durch nichts zu ersetzendes Mittel an, die Massen zu bezähmen. Wir empfinden es nun in keiner Weise übel, wenn man uns mit unsrer Arbeit an die „Massen" weist. Der Geistliche verdiente seinen Namen nicht, dem nicht der arme und gemeine Mann besonders am Herzen läge. Die rohe und unverdorbene Natur ist Gott am nächsten, und wir haben ja erst jüngst von Treitschke freudig zugestimmt in seiner schönen Würdigung des „gemeinen Mannes" als des Jungbrunnens der Gesellschaft. Wenn aber das Christentum nicht die höheren Geister und höheren Schichten der Gesellschaft zur Beute bekommt, wird es auch die niedern Klassen nicht auf die Dauer festhalten. Braucht man es denn noch zu sagen, daß, so lange die Erde steht und stehen wird, die höhern Klassen Vater und Mutter der niedern Klassen sind? Als unser Kaiser im Jahre 1859 als Prinz-Regent die Zügel der Regierung ergriff, sagte er in der denkwürdigen Ansprache an das Staats-Ministerium: je höher einer im Staate stehe, desto mehr sei er verpflichtet, **das Beispiel des Kirchenbesuchs** zu geben. Damit hat er unser eben ausgesprochenes Grundgesetz anerkannt. Nicht die Bekehrung und Bewahrung der niedern Stände unsres Volks thut in unserer kritischen Zeit zuerst und zunächst noth, sondern die Bekehrung der höhern Stände, die, wie sie das Zeichen zum Unglauben gegeben haben, so auch in der Rückkehr zum Glauben vorangehen müssen.

— — — —

Da wird denn auch die Kirche sich wandeln müssen, wenn es dahin kommen soll; denn das heutige Christentum ist viel zu künstlich gerathen. Im fröhlichen Glauben an den Vater in den Himmeln steht Jesus in unserer Textgeschichte unter dem Volke und enthüllt in wunderschöner unnachahmlicher Einfalt das Geheimniß des Glaubens **als einer Art von geistigem Naturtrieb.** Das wird wol ein unleidlicher Verstoß gegen die orthodoxe Dogmatik sein, allein sie wird doch den Heiland

nicht corrigiren wollen, diese Orthodoxie! Was bedeutet denn der Hinweis auf die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel anders, als daß es jeglicher Creatur natürlich ist, ihrem Creator (Schöpfer) sich entgegenzustrecken und sorglos und vertrauensvoll unter seinem Schutz sich zu entfalten? Christentum ist zuerst und zunächst Glaube an die Väterlichkeit Gottes. Wie schwer dieser Glaube sei, zeigt das ganze Heidentum, das den „Vater" suchte und nicht fand und darum am — gebrochenen Herzen starb. Dem alten wie dem neuen Heidentum kommt es wie eine Art Hochmut oder „Größenwahnsinn" vor, wenn der einzelne Mensch, das Atom von Staub, glauben will, daß Gott unter den Milliarden von Wesen auch auf ihn, den Einzelnen, sein Vaterauge und sein Vaterherz richte. Dem Kindessinn aber gehet es leicht ein, daß es mit seiner Noth wie mit seiner Freude zu Vater und Mutter kommen darf, ob auch noch viel andere Kinder dieselbe selige Erlaubniß haben und gebrauchen. Es ist viel leichter, die ganze orthodoxe Dogmatik anzunehmen, als diesen Glauben des Kindes festzuhalten oder wiederzugewinnen. Dem eignet dann auch die andere Eigenschaft, daß es leicht zufrieden zu stellen. Wir fürchten, daß bis in die Kreise der Gläubigsten hinein heute gilt, daß der Mensch um so glücklicher sei, je mehr Bedürfnisse er habe, wenn er sie nur befriedigen kann. Die alten Heiden hatten die Sentenz: „Wer wenig bedarf, ist den Göttern am nächsten", und der Heiland schränkt die irdische Sorge im Herzen auf den engsten Raum ein, wenn er bitten heißt: Unser täglich Brod gieb uns heute. Die fröhliche, sorglose Natur des Kindes muß in Dir durchbrechen, liebes Herz, dann wirst Du auch unwiderstehlich anziehen wie ein Kind. Von Treitschke hat jüngst den Pessimismus mit harten Worten verspottet und verdammt, wir wissen aber, daß der Culturstolze dem Himmelreich ferner ist, als der sich bereits den Ekel an ihr gegessen hat. Wir möchten auf den Pessimismus, freilich nicht auf den manirirten und affectirten, den von Treitschke mit Recht verspottet, das Wort anwenden: Selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. Rousseau's Ideal, Rückkehr zur Natur, war eine Karrikatur; aber was er geahnt, muß sich erfüllen, wenn wieder Glück auf der Erde wohnen soll: Rückkehr zu der in Gott gefaßten Natur. Dann wird auri sacra fames (die verfluchte Gier nach Gold) verschwinden; denn die Menschen werden wieder mit dem Psalmisten sprechen: Ich aber will satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde.

XIV.

Wie dünket euch um Christus? weß Sohn ist er?

(Ev. Matth. 22, 34—46).

Auf einer Berliner Kanzel hat der Herausgeber vor etlichen Jahren in einer Predigt über unsern Text die Aeußerung gehört, daß das heutige Geschlecht von andern Fragen als die obige bewegt würde, ja daß wir kaum noch zu verstehen vermöchten, wie man sich über eine derartige Frage so erhitzen konnte, wie in verschiedenen Zeiten geschehen. Hingenommen von den in vieler Beziehung großartigen und mannigfach titanenhaften Bestrebungen des menschlichen Geistes in der Gegenwart, ist es dem (protestantenvereinlichen) Prediger widerfahren, daß er den Maßstab für das wahrhaft Große verlieren und den Menschen und sein ewiges Bedürfniß vergessen konnte. Göthe, der Typus der zur Zeit vorherrschenden Richtung der Geister auf das Reale, sagt bekanntlich: das eigentlich einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle andern sich unterordnen, ist der Conflikt des Unglaubens und des Glaubens. Wir werden, ohne den Widerspruch der Kundigen zu erfahren, hinzusetzen dürfen, daß die Person Jesu Christi der Mittelpunkt dieses Kampfes sei; denn er ist das Herz der Religion. Wir haben nicht gesagt: der christlichen Religion, sondern: der Religion. Denn es lüstet uns, einmal die Wahrheit auszusprechen, daß alle Religionen Jesum geahnt und gesucht haben, d. h. den Vater in den Himmeln, der sich in Jesu geoffenbart. Der alte Satz: „Was immer und überall und von Allen geglaubt worden ist, das ist katholisch", verträgt eine weitere Anwendung, als ihm gewöhnlich zu Theil wird. Es geht für den Eingeweihten eine hoch erbauliche Uebereinstimmung durch alle Religionen, die freilich oft tief verdeckt und versteckt ist: Jesus ist die Erfüllung wie der mosaischen Religion, so auch der heidnischen Religionen nach ihrem tiefsten Wesen. Darum ist das Christentum eben die menschliche Religion. Was sind die „Menschwerdungen" und „Incarnationen" in den heidnischen Religionen anders als Ahnungen, ja mehr als Ahnungen dessen, was in der Fülle der Zeiten geschehen: Gott- und Menschheit zu seligem Einssein vermählt. Der Gottmensch ist Erfüllung und Blüte des Menschen. Alle Fragen, welche die Menschheit einst und jetzt bewegen, führen schließlich zu der Frage der Fragen: Wie dünket euch um Christus? Unser Text zeigt uns eine dieser Fragen. Scheinbar und für den oberflächlichen Blick besteht kein Zusammenhang zwischen der Frage nach dem vornehmsten Gebot im Gesetz und der

Gegenfrage Jesu: Wie dünket euch um Christus? in Wahrheit aber ist der Zusammenhang der allertiefste und allerlebendigste. Die Pharisäer von damals brüsteten sich, wie die von heute, mit ihrem sittlichen Streben und waren voll Selbstbewunderung, wie sie es so herrlich weit gebracht. Die „autonome Sittlichkeit" der Heutigen ist gerade so alt als der Hochmut der von Gott emancipirten Menschheit. Es ist ein kaltes und unfruchtbares Ding um diese Sittlichkeit; denn die Wurzel derselben ist die Selbstherrlichkeit und ihre Blüte die Selbstverherrlichung. Und was sagt doch das alte derbe Sprichwort vom Eigenlob?!

Die sittliche Frage ist im Grunde eine christologische Frage. Jesus hat durch sein Leben und Sterben jene Gottesfreudigkeit entbunden, welcher die Erfüllung des Gesetzes innerster Trieb und heiligste Lust ist. Weil Jesus den Menschen wieder zum Menschen gemacht hat, hat er ihm auch die Uebereinstimmung seines Willens mit dem göttlichen Willen zum seligen Bewußtsein gebracht. Sein Leben zunächst ist „Darstellung schöner Sittlichkeit" und nach ihm und mit ihm lebt seine Gemeinde dies wunderschöne gottmenschliche Leben in seliger Freiheit und innerster Gebundenheit. „Gott dienen, ist Freiheit", sagt Augustinus. Das christliche Leben weiß nichts von einer „heteronomen" Moral, an der sich die derzeitigen Philosophen so stoßen, aber auch nichts von der „autonomen", mit der die Schwächlinge prahlen. Das Geheimniß des Christentums, das allerdings kein Verstand der Verständigen sieht, ist die Liebe, wie wir oben sagten: die Gottmenschheit. Wir haben für die Zeitgenossen, die unserer Gedankenreihe leider! in der Mehrzahl völlig fremd geworden sind, eine unvergleichliche Autorität: Schillern! „Ich finde, schreibt Schiller, in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten... Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder die Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion". Möchte diese glänzende exegetische Leistung bei unsern Lesern willige Beachtung finden, ja, wie sie's verdient, freudige Bewunderung erregen.

Der Prediger Brandes in Göttingen hat neuerlich in der Generalversammlung der sogenannten „Bildungsvereine" Christus als Bildungsideal zur Geltung bringen oder vielleicht „retten" wollen. Der Eigentümer der Volkszeitung hat ihm aber bedeutet, und die wohledle Versammlung ist

Dunckern verständnißinnig zugefallen, daß für ihn Jesus nicht mehr der Ideal- und Central- und Normal-Mensch sei. Damit hat er seinerseits das Christentum für eine verlebte und überwundene Stufe in der Entwickelung des menschlichen Geistes erklärt. Fürwahr, dieser „Bildungsverein" ohne das Menschheitsideal ist der Peter Schlemihl, der seinen Schatten suchen geht und nicht finden kann. Doch liegt ein furchtbarer Ernst in dieser „Bildung" ohne das Ebenbild und wider dasselbe. Seit das deutsche Volk durch den Dienst Martin Luther's mit dem Evangelium begnadet ist, hat es schon eine Periode erlebt, in der das nebelhafte Bildungsideal spukte, von dem wir reden: es waren die Friedericianischen Zeiten vor 1806, die Herr von Bethusy im Abgeordnetenhause einmal so laut zurückersehnte!

Doch wollen wir heute nicht Geschichte lehren, was bekanntlich das undankbarste Geschäft ist, da männiglich erst durch eigenen Schaden klug werden will. Uns interessirt nur das Phänomen, daß auch diese geisterhaften, schemenartigen „Bildungsvereine" ihr Dasein nicht führen können, ohne daß ihnen dieser Christus in den Weg kommt, den sie vermeintlich „überwunden" haben.

Wir haben schon in einer frühern Nummer auszuführen versucht, daß auch die Nationalitätsfrage zu Christus hinmündet. Nicht von ohngefähr, wie Viele meinen, gerieth das heftig aus- und durchbrechende deutsche Nationalgefühl sofort in Spannung gegen Alles, was ausschließlich weil charaktervoll sich zu Christus bekennt. Der Nationalismus, sagten wir, hat immer eine heidnische Wurzel, und der Christianismus, fügen wir hinzu, in jeder Form eine universalistische Tendenz. Das war der tiefste Grund des Hasses der Juden wider Jesum, daß er ihr überreiztes Nationalgefühl nicht theilte, vielmehr ihre Centralfrage wie eine peripherische behandelte, dagegen eine andere Frage in den Mittelpunkt stellte, an der sie gern vorbei gekommen wären. Wer das Lob der Nation in allen Tonarten sang und die Pharisäer als die Elite derselben pries, der war ihr Mann. Wie tief dieser Nationalismus den Juden im Blute lag, beweist die tragische Thatsache, daß die Berufung der Völkerwelt (der Heiden) zur Gemeinde Jesu Christi den Wiederabfall des christgläubig gewordenen Judentums zur Folge hatte: es erstarrte im Ebionitismus. Lot's Weib, das zurücksah, war wieder einmal zur Salzsäule geworden. Die deutsche Nation ist glücklich daran, daß seine Propheten, wir meinen die Träger des sittlichen Ideals und des Universalismus, sich nicht von der nationalen Strömung fortreißen ließen, sondern fest zu ihrem Berufe standen, ernüchternd, reinigend, warnend zu

wirken. Was unser Fürst Reichskanzler im Reichstag an dem französischen Episcopat rühmte, daß er in und mit der Nation stehe und gehe, wohin sie führe, erscheint uns als Frankreichs Unglück. Die geistigen Leiter einer Nation müssen universalistisch angehaucht sein, wenn sie das Wohl derselben dauernd fördern wollen; denn der Theil orientirt sich nur am Ganzen.

Hermann Michael Richter hat in seinem belobten Buche („Die leitenden Ideen") ausgeführt, wie in der Entwickelung der letzten Jahre die Staatsidee die Nationalitätsidee und die Freiheitsidee verschlang und ihren unwiderstehlichen Siegeszug durch die verschiedenen Schichten unsres Volkes hielt. Nur die katholische Kirche hat sich ihr entgegengeworfen und ringt mit ihr um ihren Bestand. Es ist aber nicht allein ein Kampf zwischen Kaiser und Papst, sondern in und unter diesem Kampf gemahnt es innerliche und geistlich gerichtete Menschen je zuweilen, als ob eine der Christenheit unvergeßliche Scene wieder lebendig in das Gesichtsfeld der Gegenwart trete: Christus vor Pilatus! Auch die Erinnerungen an die diokletianischen Zeiten sind nicht aus der Luft gegriffen, obwohl es recht leicht ist, sie lächerlich zu machen oder abzuweisen mit Hinweisung auf unsern leutseligen und menschenfreundlichen Kaiser. Nicht um Personen, sondern um Principien handelt es sich. Das aber ist Thatsache, daß seit der diokletianischen Zeit, und der Napoleonischen Aera etwa, die Staatsidee nie mit solch dämonischer Macht auf die Kirche drückte wie heute. Der mehrerwähnte Jurist sagt in seinem Büchlein („Die sittliche Weltordnung"): „Vom Standpunkt des modernen Staates aus werden folgende zwei Sätze aufgestellt, und wird mit eherner Kraft daran festgehalten:

1) Das Prinzip der totalen kirchlichen Unfreiheit, des förmlichen Gewissenszwanges, muß unbedingt aufgegeben werden, wenn die Kirche mit dem Staat, der die Gewissensfreiheit garantirt, im Frieden zusammen bestehen will.
2) Das Prinzip, daß die Kirche sich selbst Zweck, und deshalb berechtigt sei, sich vor Allem selbst um jeden (?) Preis und mit jedem (?) Mittel zu erhalten, muß unbedingt aufgegeben werden, wenn die Kirche mit dem Staat, der als die gesellschaftliche Grundordnung, ohne welche eine andere vernünftige Ordnung, somit auch die kirchliche Ordnung, gar nicht zu bestehen vermag, allein sich selbst Zweck und deshalb die einzige absolut souveräne Macht ist, im Frieden zusammen bestehen will.

Herr Dr. Hans Zweifel, von dem diese Thesen stammen, ist ein wahrer Freund der Kirche, aber der zweite seiner Sätze, der es der Kirche

verwehren will, sich selbst Zweck zu sein, ist eben Diokletianismus. Kein Wunder, wenn Angesichts solcher Sätze selbst von Wohlmeinenden die Schwarzseher obenauf kommen wollen! „Der sogenannte Culturkampf", sagt Herr von Segesser*, „der die Signatur unserer Tage bildet, wird nicht nur gegen den organischen Bestand der katholischen Kirche geführt, der dessen nächstes Object ist; er geht gegen den Bestand jeder auf eigenem Fundament ruhenden Kirche; im letzten Grund ist er nichts anderes als der Kampf der im Staate verkörperten modernen Cultur gegen das Christentum selbst, gegen die christliche Cultur". Wir sind nicht dieser Meinung, sehen vielmehr den gegenwärtigen Kampf für eine, allerdings sehr ernste, Episode an, die vielleicht die Zukunft prognosticirt. Am wenigsten sagen wir mit von Hartmann: „Es schreiben und sprechen Viele von dem gegenwärtigen Culturkampf, aber wol nur Wenige von diesen haben sich klar gemacht, daß es der letzte Verzweiflungskampf der christlichen Idee vor ihrem Abtreten von der Bühne der Geschichte ist". Herr von Hartmann wird abtreten von der Bühne der Geschichte, aber nicht die christliche Idee. Doch davon handeln wir nachher. Wir können aber nach dieser Abschweifung nun um so sicherer constatiren: Im Herzgrund der großen politischen Frage der Gegenwart, deren Lösung dies Jahrhundert schwerlich sehen wird, steht unsere Frage und heischt Antwort von den Politikern: Wie dünket euch um Christus? weß Sohn ist er? Je nachdem diese Antwort ausfällt, wird Glück oder Unglück über den Staat kommen; denn die Frömmigkeit ist das Fundament der Staaten, und Christus ist die Seele der Frömmigkeit.

Die neueste Wendung in der Philosophie, durch Schopenhauer und Herrn von Hartmann vollzogen, bringt an ihrem Theile einen neuen und gewichtvollen Beitrag zu unserer These von der centralen Weltstellung Christi. Der Pessimismus ist uns ein Beweis, daß auch die Philosophie nicht eher zur Ruhe kommen wird, bis sie zur Christologie und Christosophie geworden ist. „Das Leben hat keinen Inhalt", klagen diese Pessimisten, und wir müssen ihnen Recht geben. Weder Kunst noch Wissenschaft, noch der Staat können den Menschen, der, wie wir sahen, auf den Gottmenschen angelegt ist, stillen und füllen. Christus allein gibt Leben und volles Genüge. Hier ist Lebensfreudigkeit und Energie des Lebensgefühls, nach der der Pessimismus sich sehnt. Christus und seine Christen, heute allerdings etwas dünne gesäet, sind Gottes Meisterwerk, das seinen Meister lobt. Der Pessimismus ist uns als „Zuchtmeister auf Christus"

---

* Studien und Glossen zur Tagesgeschichte. 2. Auflage. Bern 1875.

hochwillkommen. Indeß will es uns scheinen, als ob „Christ unser Meister" sich aufgemacht habe, eine neue Periode der Blüte seiner Gemeinde in der Welt zu inauguriren. Die Dränger sind vorhanden nach dem alten Wort:

Wen Gott will herrlich zieren,
Den führet er zuvor hinab!

Auf der andern Seite erscheint uns die geistliche Bewegung, zu der Pearsall Smith den Anstoß gegeben, hoffnungsvoll. Die Losung der neuen Bewegung ist, wenn wir recht sehen und hören: „Ganze Christen und fröhliche Christen"! und genau das ist's, was wir brauchen. Die wunderlichen halben Christen rufen und träumen Tag und Nacht von nichts, denn „vermitteln", als ob dies die höchste Nothdurft wäre! Wir aber sehnen uns nach der heiligen Einseitigkeit der ersten Jünger, nach dem glühenden Christentum mit dem weltverachtenden und darum welt-überwindenden Glauben, nach der Heldengemeinde, welche die Herzen der Menschen unwiderstehlich anziehen und mit fortreißen kann:

Löwen laßt euch wiederfinden
Wie im ersten Christentum!

Der Glaube muß wieder Leidenschaft werden im reinsten und tiefsten Sinne des Worts. Bis dahin ist der Weltschmerz geschichtlich und psychologisch in seinem Recht. In jedem Falle ist er edler und zukunfts-voller im höhern Stil als der in sich satte Nationalismus und der widrige naturtrunkene Darvinismus.

Werden Viele unserer Leser lächeln, wenn wir behaupten, daß der Darvinismus und Häckelianismus an unserm Christus, dem Wunder der Zeiten und der Ewigkeiten, zerschellen wird? Seine Erscheinung allein schlägt für die Welt des Geistes das Darvinsche „Gesetz der Entwickelung" zu Boden. Er, der Einzige, Hehre, Unvergleichliche, ist kein Produkt der aufwärts strebenden Menschheit, sondern ein Gotteswunder, hineingesenkt in den Schoß der Menschheit, die er über sich selbst hinausgehoben, d. i. wiedergeboren hat.

Die Gemeinde Jesu Christi hat eine runde und volle Antwort auf die Frage, welche die Pharisäer verstummen machte (Vers 45): Der Sohn Davids ist der Herr Davids, oder, wenn wir die Antwort aus ihrer zeitgeschichtlichen Hülle lösen: der Menschensohn ist der Herr und das Haupt der Menschheit, weil er zugleich der Gottessohn ist. Diese Gewißheit hat sie im Glauben alle Zeit froh und frei gemacht; denn es ist ihr dabei zum Bewußtsein gekommen, daß die Art und Natur des Hauptes auch die Art und Natur der Glieder bedinge und bestimme:

Christus zieht seine Gemeinde mit hinein in die Herrlichkeit seines Wesens. Ueber ihm, dem Wunder der Zeiten und der Ewigkeiten, ertönt alle Zeit das Zeugniß des Vaters: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", und aus der Menschheit her hallt es alle Zeit wieder als ihr fröhlichstes Selbstzeugniß über den Menschensohn: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Dies Zeugniß von Oben und von Unten vernimmt auch die wahre Gemeinde Jesu Christi alle Zeit über sich in ihrem Lauf durch die Geschichte, denn sie ist die Sohnesgemeinde oder, wie wir es gerne ausdrücken: die Gottmenschheit. Im Glauben und in der Liebe erfährt sie an sich das den natürlichen Menschen Unbegreifliche als seligste Erfahrung: das Einswerden der Gottheit und Menschheit, darum singt sie wie von ihrem Haupte, so von sich selber:

Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
Da alle vollkommene Fülle erscheinet.

Seit der Eingeborene vom Vater voller Gnade und Wahrheit sich der Menschheit vermählt, geht dieser Prozeß der Heiligung oder der Aneignung der menschlichen Natur für die göttliche ohne Unterbrechung fort: Der Menschwerdung Gottes correspondirt eine Vergottung oder, sagen wir nur entsprechend: eine Gottwerdung der Gemeinde. Wie aber die Menschwerdung Gottes kein Aufgeben der göttlichen Natur bedeutet, so bedeutet auch die Gottwerdung der Menschheit kein Aufgeben der menschlichen Natur, vielmehr hat der Heiland Alles gesagt, was zum Verständniß unserer Ausführung noth ist, wenn er aussprach: Geist ist Gott, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Gott und Mensch sind so gewiß keine unversöhnlichen Gegensätze, als schon das uralte Wort mit Wonneschauern bekennt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Ewald macht dabei die kostbare Bemerkung: man fühlte die vor Freude zitternde Hand, die das wundervolle und selige Geheimniß wiederholt: „Zum Bilde Gottes schuf er ihn." Freilich darf man dabei nicht an den Menschen in seiner natürlichen Verkommenheit denken, sondern muß sich in seine Idee versenken, die doch in Christus volle Wirklichkeit geworden ist und in seiner Gemeinde annähernd sich verwirklicht. In solcher Gewißheit haben wir wol einmal, hineinblickend in das Gewirre der Zeitstimmen, mit einigem Humor gesagt: Was wollt ihr, der ganze Streit dreht sich um das kleine Wörtlein „und"?! Der alte Spruch, der die ganze Gotteswahrheit von Christus und seiner Gemeinde enthält, heißt: Alles ist göttlich **und** menschlich zugleich. Nun zerreißen sie den goldenen Spruch in Gegensätze; das eine Lager ruft: „Alles ist göttlich", und das andere: „Alles ist menschlich", und so können

sie die Brücke nicht finden, die beide Ströme verbindet. Die Gemeinde Jesu Christi hat sie gefunden, und das ist ihre Seligkeit.

Das äußerliche Bekenntniß zu Jesu Christo, dem Gottmenschen, wird genau der Stufe der innerlichen Aneignung desselben entsprechen, die im Glauben und in der Liebe geschieht. Es ist deshalb nicht wohlgethan, wenn eine übel unterrichtete Frömmigkeit heute allen Christen gleichsam die Pistole auf die Brust setzt und von jedem das Bekenntniß zur „Gottheit" Christi oder seine Trennung von dem Leibe Christi fordert. Wie wenig bei solch' unverständigem Drängen der Zweck erreicht wird, mag unsern „Bekennern" durch den Breslauer Protestantentag klar geworden sein. Da hat man sich ja, und es ist bekanntlich die religiös und christlich dürrste Richtung, die sich im Protestantenverein ein Stelldichein giebt, mit großem Eifer zur „Gottheit" Christi bekannt. Wir halten bei der notorischen Stellung des Vereins dies „Bekenntniß" für innerlich unmöglich, bezweifeln aber nicht, daß sie ebensoviel innerliche Erfahrungen von der Gottheit Christi gemacht haben als ihre „orthodoxen" Gegner. Von der ersten äußerlichen Berührung mit Christus bis zum herzinnigen Zusammenschließen mit ihm ist ein weiter, mühe- und kampfvoller Weg. Aber auch die erste Stufe hat schon ihre Erfahrung und damit ihr Bekenntniß. Man kann mit Christus nicht in Berührung kommen, ohne gesegnet zu werden. Die Kriegsknechte, die ausgesandt waren, ihn zu fahen, kommen wieder mit dem Bekenntniß: es hat nie Jemand geredet wie dieser Mensch. Das ist der erste Eindruck, und wenn wir darin dem Bekenntniß nachgehen, so sagen sie etwa: Das ist ein außerordentlicher Mensch. Viel Tausende halten sich heute mit ihrem Bekenntniß von Christus auf dieser Linie seiner Häscher, weil sie es bei dem einmaligen Eindruck bewenden ließen und den Grund ihres Herzens nicht haben öffnen mögen. Das hat seine Ursache überwiegend in einer krankhaften Disposition der Zeit. Sie ist erpicht auf das Natürliche und Gesetzmäßige und fanatisch erregt gegen alles Wunderbare, als einen Eingriff in den Naturlauf. Darum liegt eine bleierne Monotonie, derber gesagt: Langweiligkeit auf diesem Geschlecht. Nicht leicht wohl hat es in unserer Geschichte langweiligere Gesellen gegeben als die „Propheten" des heutigen Zeitgeistes. Was Wunder, wenn dies trockene Geschlecht unsern Christus und seine Gemeinde nicht recht versteht! Ja! sie haben seine Moral gehört, und da machen sie ihm ihr Compliment, wie etwa die Häscher, die wir vorhin hörten. Daß aber die religiöse Genialität Jesu Christi die Mutter seiner wundervollen Moral sei, kommt ihnen nicht in den Sinn. Wir mögen aber gerne glauben, daß auch so Christus

ihnen etwas bedeutet für ihr Leben und Sterben. Eine zweite Schicht unseres Volkes hat sich näher mit ihm eingelassen und hat darum einen tieferen Eindruck empfangen. Ihnen ist Christus die Sonne für ihr Gemüt, und sie heißen ihn darum ihren Heiland. Nippold theilt in seiner „Kirchengeschichte der neuesten Zeit" (S. 339) ein Bekenntniß des Freigemeindlers Uhlich aus seiner bessern Zeit mit, das uns in gewisser Beziehung anmuten wird. „Ich sehe zwei Seiten in Christus", schreibt Uhlich in seinen „Bekenntnissen." „Die eine ist mir zugewendet, die ist mir klar. Jesus ist mein Heiland. Bei Niemandem finde ich auf meine wichtigsten Fragen eine so genügende Antwort, für mein Leben eine so treffliche Leitung, sowohl durch seine Lehre als durch sein eigenes Leben; für mein Gemüt eine so durchdringende Befriedigung und zugleich einen so würdigen Gegenstand meiner innigsten Verehrung und Liebe als bei Jesu. Dies ist die eine Seite. Die andere ist von mir ab und Gott zugewandt, mit welchem Jesus in einer innigeren Verbindung steht als ich und Alle, die ich kenne. An dieser andern Seite ist mir Manches räthselhaft. Es fehlt mir daher die Antwort auf die Frage, was Jesus eigentlich ist; nur was ich von ihm habe, das weiß ich, und ich freue mich dessen: meinen Heiland". Soweit der noch christgläubige Uhlich. Mit brennendem Herzen liest man dies lauwarme Bekenntniß und fragt sich verwundert, aber warum ist er den Offenbarungen seiner Herrlichkeit nicht weiter nachgegangen? Ach, die Zeit hat ihn daran gehindert! Denn auf allen Gassen hatten sie damals die Hegel'sche Weisheit proklamirt, daß Gott die Fülle seiner Gaben in keinen Einzelnen niederlegen könne. So ragt diesem Standpunkt das Haupt Jesu Christi gleichsam in den Himmel hinein; aber daß in ihm Himmel und Erde sich küssen, das kommt ihnen nicht in den Sinn; denn es ist ja nach der Tagesweisheit „unmöglich". Wir aber mögen auf solchen Standpunkt das Herrnwort anwenden: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.

Dringe ein, dringe ein!
Zion dringe ein in Gott,

möchte man da mit dem alten Liede rufen. Denn die Höhe des Standpunktes, welcher auch die Höhe der Freude ist, winkt dem, der hindurchdringt. Thomas hat diese Erfahrung gemacht, als er Jesu zu den Knien sank und seinem übervollen Herzen, das die ganze Gottesoffenbarung in Jesu blitzartig geschaut hatte, Luft machte in dem Bekenntniß: Mein Herr und mein Gott.

Das Jahr 1876, das für den Buchhandel bekanntlich schon mit dem Oktober beginnt, hat uns unter den literarischen Erstlingen eine „Geschichte

Jesu" von D. Carl Hase, dem bekannten, geistvollen, ästhetischen Jenenser Theologen, gebracht. Bei der Lectüre des Buches ist uns ein Ausspruch von Kahnis in lebendige Erinnerung gekommen, den er über die Biographen Jesu gethan hat (a. a. O. S. 264). „Wir haben in der reichen Literatur des Lebens Jesu kein einziges Buch, dessen Verfasser nicht Christi Person und Werk zuletzt nach seinem eigenen Standpunkt beurtheilt hätte. Jesus ist dem Rationalisten ein weiser und guter Mensch, dem Idealisten ein idealer, dem sentimentalen Geschichtsmacher (Renan) ein Romanheld, dem halb kritischen und halb positiven Mischtheologen ein religiöses Genie von weltgeschichtlicher Bedeutung". Diese Worte sind treffend auch für die Biographie, von der wir reden. D. Hase hat den Heiland, daß wir's recht anschaulich sagen, als einen unendlich potenzirten Carl Hase dargestellt. Wir wollen indeß damit keinen Tadel ausgesprochen haben; es kann eben jeder nur mit seinen eigenen Augen sehen. Auch die heiligen Apostel, die Augenzeugen des heiligsten Lebens, die mit Jesu gegessen und getrunken haben, haben ihre Farben zu ihrem Christusbilde verwendet. Die überhaupt zu lesen verstehen, wissen, daß wir ein petrinisches (Markus), johanneisches, paulinisches ꝛc. Christusbild haben. Es ist darum unter den Kundigen längst ausgemacht, daß wir die Summe aller apostolischen Darstellungen des Lebens Jesu zusammennehmen müssen, wenn wir ein ganzes Bild Christi haben wollen. So viele sich aber auch „unterwunden haben zu stellen die Rede von Christus" (Ev. Luc. 1, 1), so besitzen wir doch ein völlig klares und einheitliches Bild von Jesus. Wie verschieden auch die einzelnen Darstellungen unter sich sind, so geht doch ein Grundton durch sie alle hindurch: „Wir sahen seine Herrlichkeit als die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit".

Wir haben schon hingewiesen auf die Zeitkrankheit, welche viele Kreise der heutigen Christenheit beherrscht und schon geraume Zeit ihre Freudigkeit und ihren Flug lähmt, daß sie nämlich diesen Grundton nicht vertragen können. Wir hoffen aber von der Zukunft. Wenn in Glaubenszeitaltern die Menschheit von Gott ergriffen zunächst einen überwältigenden Eindruck von der Gottheit Christi bekommt, so geht in rationalistischen Zeiten, die doch auch ein Band zu Gott haben, der Weg zu Gott in Christus von Unten nach Oben. Wir vertrauen, daß das Ergebniß der Forschung der heutigen Zeit zusammenstimmen wird mit dem Bekenntniß des Glaubens aller Zeiten: *παντα θεια και ανθρωπινα παντα!**

* Alles ist göttlich und menschlich zugleich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Braunsberg, gedruckt bei C. A. Heyne.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In demselben Verlage erschien ferner:

Die Stellung des christlichen Glaubens zur heiligen Schrift.

Zwei apologetische Vorträge

von

Professor Dr. **Hermann Schultz**

in Göttingen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

1 M. 50 Pf.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löfflad, Johannes

Die Kirche im Mannesalter Studien und Kritiken zur Kirchen- und Culturfrage

Bd.: 1

Braunsberg 1877
H.ref. 236 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11357373-6